

INFO

2 | 2020

SKP

Thema

Kunst und Kriminalität



Liebe Leserin, lieber Leser



SKP

Vielleicht haben Sie erwartet, dass unsere aktuelle Ausgabe des SKP INFO einem Thema wie «Prävention bei Pandemien» oder «Kriminalität in Krisenzeiten» gewidmet wäre. Tatsächlich haben wir das bei unserer Themensitzung auch diskutiert, uns aber entschieden, solche Themen erst dann zu behandeln, wenn man über Erkenntnisse verfügt, die aus einer Distanz zur Krise als relativ gesichert gelten können. Das kann also noch ein

Weilchen dauern. Deshalb behandeln wir in dieser Ausgabe bewusst ein Thema, das keineswegs naheliegend ist, auch in Nicht-Krisenzeiten nicht: «Kunst und Kriminalität».

Und da wir gerade dabei sind, das Nächstliegende *nicht* zu tun, gibt es bei uns auch keinen Bericht über den wohl bekanntesten Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi, der 2010 über eine Tube Titanweiss gestolpert war und seitdem zu einer Art Volksheld mutiert ist. Stattdessen geht es in unserm Heft vor allem um Aspekte von Kunst, bei denen ihre (man könnte sagen: therapeutische) Bedeutung für Opfer, Täter und die Polizei im Mittelpunkt steht:

So schildert die Jazz-Sängerin Anny Weiler in ihrem Beitrag, wie sie mit einer Theaterproduktion ihr Trauma als Love-Scam-Betroffene verarbeiten konnte und gleichzeitig wichtige Präventionsarbeit damit leistet. Ein Interview mit dem ehemaligen Leiter der Töpferwerkstatt im Frauengefängnis Hindelbank zeigt, wie Gefangene durch künstlerische Tätigkeit ihren schwierigen Alltag besser bewältigen und sogar neue Lebensperspektiven bekommen konnten – *konnten*, denn die Werkstatt wurde vor drei Jahren bedauerlicherweise eingespart. Ein Bericht von der «Kapo Art» in Zürich beleuchtet die wenig bekannte Tatsache, welche Talente sich zuweilen hinter Uniformen verbergen können und dass auch Ordnungskräfte ihren nicht immer einfachen Arbeitsalltag künstlerisch auf- und verarbeiten. Eine Ausstellung für die Öffentlichkeit: Kunstgenuss und vertrauensbildende Massnahme zwischen Bevölkerung und der Polizei in einem, das heisst Community Policing vom Feinsten!

In weiteren Beiträgen geht es ausserdem um *Kunst als Gegenstand* kriminellen Handelns (der renommierte Experte Andrea Raschèr über Raubkunst), um das Phänomen *Kriminalität in der Kunst* (Frauenverachtende Raptexpte, ein Gastbeitrag von TERRE DES FEMMES Deutschland) und schliesslich um die künstlerische (in diesem Fall: literarische) *Darstellung von Kriminalität*: Die bekannte Schweizer Krimiautorin Petra Ivanov hat uns dankenswerterweise erlaubt, eine ihrer neuen Kurzgeschichten abzdrukken, sowie in einem kleinen Interview Einblick in ihre Arbeitsweise gewährt.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren, den Künstlerinnen und Künstlern herzlich für die Kunst, uns spannende und erhellende Artikel geliefert zu haben!

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Chantal Billaud

Geschäftsführerin Schweizerische Kriminalprävention

PS: «Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit!»

IMPRESSUM

Herausgeberin und Bezugsquelle

Schweizerische Kriminalprävention
Haus der Kantone
Speichergasse 6
Postfach
3001 Bern

info@skppsc.ch
Tel. 031 511 00 09

Das **SKP INFO 2 | 2020** ist als PDF-Datei zu finden unter:
www.skppsc.ch/skpinfo. Es erscheint auch
in französischer und italienischer Sprache.

Verantwortlich	Chantal Billaud, Geschäftsführerin SKP
Redaktion, Interviews	Volker Wienecke, Bern
Übersetzungen	F ADC, Vevey I Annie Schirrmeister, Massagno
Layout	Weber & Partner, Bern
Druck	Länggass Druck AG, Bern
Auflage	D: 1350 Ex. F: 300 Ex. I: 250 Ex.
Erscheinungsdatum	Ausgabe 2 2020, Juli 2020
© Schweizerische Kriminalprävention, Bern	

Die Heimsuchung von Museen – Diebstahl und Raub von Kulturgütern

Diebstahl von Kulturgütern bietet ebenso reichhaltigen Stoff für Literatur und Film wie Raubüberfälle, Mord und Totschlag. Da wie dort verspricht die Darstellung fiktiver Ereignisse spannungsvolle Unterhaltung, wie sie in der Realität für die tatsächlich Betroffenen nie und nimmer eintrifft. Ganz im Gegenteil.



Screenshot aus dem Film «The Thomas Crown Affair»

«Ein Mythos, der sich hartnäckig hält, ist die Figur des «Gentleman-Diebs».»

Drei bewaffnete Männer überfielen im Februar 2008 die Sammlung Bührle in Zürich. Sie drangen am helllichten Tag ins Museum: Einer hielt mit gezogener Pistole das Wachpersonal in Schach, während die anderen beiden vier Gemälde abhängten. Es handelte sich um Werke von Cézanne, Degas, Monet und van Gogh. Der Schätzwert der vier Bil-

der lag bei rund 180 Millionen Franken. Der Überfall war nach wenigen Minuten vorbei: So rasch, wie die Täter aufgetaucht waren, genauso schnell verschwanden sie wieder und hinterliesen traumatisierte Aufseher. Zwei Gemälde fand man wenige Tage nach dem Raub. Die beiden anderen wurden vier Jahre später südwestlich von Belgrad sichergestellt. Ermittler hatten sich als Kaufinteressenten ausgegeben.

Wie lassen sich Kunsträuber charakterisieren? Mit welchen Methoden gehen sie vor? Was geschieht mit den Kunstwerken? Wer könnte hinter den Verbrechen stehen? Ein Mythos, der sich hartnäckig hält, ist die Figur des «Gentleman-Diebs». Berühmt wurde sie u.a. aus dem Film «The Tomas Crown

Affair» mit Pierce Brosnan und Rene Russo in den Hauptrollen: Der Film ist ein witziges Katz- und Mausspiel zwischen dem erfolgreichen Geschäftsmann und der gewieften Versicherungsdetektivin. Solche Geschichten sind zwar sehr unterhaltend – über das Stadium der Leinwaldhelden oder -heldinnen kommen ihre Figuren aber nicht hinaus.

Ein exotisches Exemplar eines realen Kunstdiebes war Stéphane Breitwieser: ein leidenschaftlicher Träumer mit einem «goldenen Händchen». Innerhalb weniger Jahre hat er hunderte wertvolle Kunstwerke aus Museen gestohlen. Breitwieser war ein romantischer Liebhaber der Künste: Nachdem er gefasst wurde, erzählte er, wie er als Kind oft vor einem Gemälde im Museum gestanden sei und geweint habe, «weil es so schön war» und es ihn so berührt habe.

Wohl kaum von ähnlichen Gefühlen übermannt wurden jene Männer, die den Überfall auf die Zürcher Sammlung Bührle verübt haben. Geweint haben sie – wenn überhaupt, dann nur, weil ihnen vor Lachen über das mangelhafte Sicherheitsdipositiv des Museums Tränen in die Augen schossen. Dennoch gingen die Räuber mit erstaunlicher Brutalität vor, wie man sie bis dahin vorwiegend von Banküberfällen kannte. Munchs «Schrei» wurde 1994 noch heimlich aus dem Museum in Oslo gestohlen, als die Wärter schliefen. Bereits 2004 drangen Räuber wie in Zürich mit Waffengewalt ins Osloer Museum, raubten den «Schrei» und

Kriminelle unterscheiden nicht zwischen einer Bank, einem Juweliergeschäft oder einem Museum.

verschwanden innert weniger Minuten. Ein Gemälde ist eine sehr handliche Diebesbeute: man muss nur die Leinwand herausschneiden und sie zusammenrollen – schon lassen sich Millionen unauffällig transportieren.

Kriminelle unterscheiden nicht zwischen einer Bank, einem Juweliergeschäft oder einem Museum. Aufgrund

Autor

Andrea F. G. Raschèr

Dr. iur., Berater und Coach, Zürich; Lehrbeauftragter und Dozent





Serbische Polizisten vor dem sichergestellten Cézanne-Gemälde «Knabe mit roter Weste» aus der Sammlung Bührle (Belgrad, 12. April 2012)

Darko Vojinovic / Keystone/AP

erhöhter Sicherheitsvorkehrungen und des bargeldlosen Zahlungsverkehrs sind Raubüberfälle auf Banken mit immer grösseren Risiken verbunden und zudem weniger lukrativ. Museen und Kunstsammlungen sind eine gute Alternative. Es ist ein offenes Geheimnis, dass der grösste Teil der Museen in Europa nicht hinreichend gesichert ist.

Wenn sie nicht auf eigene Rechnung arbeiten, sind Kunsträuber von ihrem Psychogramm am ehesten mit Söldnern zu vergleichen, die an der Front den gefährlichen Teil der Arbeit erledigen. Oft stammen sie aus Gegenden, in denen Krieg herrschte oder sie waren Mitglieder militärischer Spezialeinheiten. Mit hemmungsloser Brutalität gehen sie vor, Respekt für Kunstwerke oder Menschenleben ist ihnen beides fremd: Wenn etwas schief laufen sollte, sind die Menschen in den Museen und die Kunstwerke gleichermaßen in Gefahr. Generell für Räuber gilt, dass Kaltschnäuzigkeit Erfolg verspricht. Die Räuber, die 1990 das Isabella-Stewart-Gardner-Museum in Boston überfielen, «betreten» als Polizisten

verkleidet seelenruhig das Museum und entwendeten die edelsten Stücke.

Kunstkriminalität ist wie Menschen-, Waffen- oder Drogenhandel ein Geschäft, das mit organisierter Kriminalität professionelle Strukturen aufweist. Die Drahtzieher bleiben im Hintergrund, wägen Chancen und Risiken genau ab, planen die Durchführung der Überfälle präzise. Ihr Antrieb dürfte mit demjenigen von Wirtschaftskriminellen ziemlich deckungsgleich sein: Geldgier und lohnende Ertragszahlen. Die Hintermänner, bisher sind überwiegend Männer als Auftraggeber bekannt, operieren aus einem relativ sicheren und unverdächtigen Umfeld heraus. Falls sie ins Visier der Justiz geraten sollten, steht meist eine Armada von sehr gut bezahlten, hochkarätigen Anwälten bereit. Die ausführenden Räuber sind meist die Handlanger.

Kunstwerke sind oft dokumentiert und auf dem freien Markt schwer zu verkaufen. Welche Möglichkeiten bleiben den Kriminellen, um den erhofften Gewinn zu erhalten? Sie benötigen einen Hehler. Er bezahlt ihnen wegen seines

eigenen Risikos einen Bruchteil des Beutewertes, weshalb sich der Diebstahl erst ab einem gewissen Wert lohnt. Dann verkauft der Hehler die Ge-

Kunstkriminalität ist wie Menschen-, Waffen- oder Drogenhandel ein Geschäft, das mit organisierter Kriminalität professionelle Strukturen aufweist.

mälde selber weiter auf dem Schwarzmarkt. Bei allzu bekannten Werken ist dies allerdings zu schwierig, denn das Risiko, entdeckt zu werden, ist für Dieb und Hehler gross.

Was ist von einem Szenario zu halten, in dem nüchterne Geldgier nicht die (einzige) Hauptmotivation zum Diebstahl bildet? Ist die Vorstellung eines Sammlers oder einer Sammlerin, die ein bestimmtes Gemälde stehlen lassen, weil sie es um jeden Preis für ihre Sammlung haben wollen, realistisch? Manche Fachleute behaupten, das Motiv der skrupellosen Sammelleidenschaft werde überbewertet. Das kann sein,

worauf sich aber die Frage stellt, wo die beinahe 600 Picassos und mehr als 250 Chagalls sein können, die teils seit Jahrzehnten als vermisst gelten.

Eine weitere Variante stellt das genannte «Artnapping» dar, bei dem die Kriminellen das Gemälde dem bestohlenen Museum oder der Versicherung gegen Bezahlung eines Lösegeldes anbieten. Die Parallelen zum «Kidnapping» sind bei dieser Vorgehensweise offensichtlich: Kunstwerke grosser Meister sind einzigartig und haben neben dem monetären einen sehr hohen ideellen Wert. Kriminelle nützen das aus: Wer sich nicht rasch auf die Lösegeldforderungen einlässt, riskiert im einen Fall ein Ohr der entführten Person, im anderen einen ausgeschnittenen Teil des Gemäldes zu erhalten. Bei Gemälden liegt die Höhe des Lösegeldes üblicherweise bei 10 bis 20 Prozent des Marktwertes. Ist das Gemälde hoch versichert, könnte eine Versicherung versucht sein, eher ein Lösegeld statt des gesamten Versicherungsbetrages zu zahlen – eine juristische Gratwanderung, denn bei einem solchen Deal wird die Versicherung zum Hehler. Darüber hinaus dürfte dies auf andere Kriminelle nachahmenswert wirken. Obwohl die Versicherungen solche Praxen offiziell ablehnen, fällt doch auf, dass vor allem versicherte Gemälde nach Jahren plötzlich wieder «aufgefunden» werden, ohne dass die Polizei dabei involviert gewesen ist.



«Wahrscheinlich wurde die rund hundert Kilo schwere Goldmünze «Big Maple Leaf» bereits eingeschmolzen.»

In neuerer Zeit mehren sich Diebstähle in die Münz- und Schmuckabteilungen der Museen. Für Kriminelle liegt ihr Wert weniger bis gar nicht in der kulturellen Bedeutung. Im Gegenteil. Solche Kulturgüter werden gestohlen, um sie «auszuweiden», das heisst, um ihr Material wiederzuverwerten, weshalb in solchen Fällen die Kulturgüter unwiederbringlich verloren bleiben: Allfälliges Gold wird eingeschmolzen, Edelsteine werden geschliffen und auf den Markt gebracht. Damit ist das Risiko der Entdeckung vergleichsweise gering.

Wahrscheinlich wurde die rund hundert Kilo schwere Goldmünze «Big Maple Leaf» bereits eingeschmolzen. Sicher ist mittlerweile, dass sie von Mitgliedern eines berüchtigten Familienclans im März 2017 im schlecht gesicherten Bode-Museum in Berlin aus dem Fenster geworfen und mit einer Schubkarre zum Fluchtauto gebracht worden war.

Ähnlich gingen die Diebe im November 2019 beim Diebstahl drei Juwelengarnituren mit Dutzenden von Teilen aus dem Dresdner «Grünen Gewölbe» vor: Sie stiegen über ein Fenster ein, zerstörten das Sicherheitsglas der Vitrinen, nahmen den Schmuck und waren Minuten später verschwunden. Da die Stücke sehr bekannt sind, gilt es als sehr unwahrscheinlich, dass sie verkauft werden können. Auch hier ist zu befürchten, dass Sachsens «Staatsschatz des 18. Jahrhunderts» zerstückelt wurde.

In den letzten Jahrzehnten hat der internationale Handel mit Kulturgütern deutlich zugenommen. Aufgrund der grossen Nachfrage nach Kulturgütern und als Folge des Kunstbooms explodieren die Preise in geradezu astronomische Höhen. Parallel zu dieser Entwicklung nimmt der illegale Handel zu, der in einem beinahe eigenständigen Markt organisiert ist. Die Folgen sind Diebstahl, Raub, Erpressung, Fälschungen, Geldwäscherei, Schmuggel sowie Plünderung und Zerstörung archäologischer Stätten. Der illegale Handel mit Kulturgütern ist gemäss Interpol für

Kriminelle mit Verbindungen zur organisierten Kriminalität ein Geschäft mit geringem Risiko und hohen Gewinnen: Der weltweite Umsatz beim Handel mit illegalen Kulturgütern wird auf mehrere Milliarden Euro pro Jahr geschätzt. Raub und Diebstahl von Gemälden durch generalstabsmässig organisierte Kriminelle stellt mittlerweile ein grosses Problem für Sammelnde dar, seien es Museen oder Private – und ist auch eine Gefahr für die Kulturgüter selber.

Wenn Kunst zunehmend über das Monetäre definiert, wenn trotzdem die Sicherheit in den Museen nicht verbessert wird, ja, so lange bleibt Kunstraub ein lukratives Geschäft.

Museen und Sammlungen adäquat zu sichern, ist kostenintensiv und aufwendig. Wo das nicht geleistet werden kann, wirkt es einladend für Verbrecher, die mit der besagten hemmungslosen Brutalität naturgemäss weder Respekt noch Rücksicht auf Werk oder Mensch nehmen.

Der Mechanismus ist leicht zu erkennen: Wenn Kunst zunehmend über das Monetäre definiert, wenn trotzdem die Sicherheit in den Museen nicht verbessert wird, ja, so lange bleibt Kunstraub ein lukratives Geschäft. Die Gewinner sind selten die Räuber selbst – öfter ihre Hintermänner und das organisierte Verbrechen; aber auch Versicherungen und Anbieter von Sicherheits- und Überwachungsdiplomen für Museen. Die Verlierer sind dagegen die Museen, die einen kulturellen Vermittlungsauftrag zu erfüllen haben und deren Bestände möglichst frei zugänglich sein sollten. Jeder Überfall auf ein Museum erhöht die Angst vor dem nächsten. Unter dem Druck erhöhter Präventions- und Sicherheitsmassnahmen leidet nicht zuletzt die Unmittelbarkeit des Kunsterlebnisses der Besucherinnen und Besucher. Die zusätzlichen Kosten belasten die Museen in immer stärkerem Masse – zu Lasten der Kunst.

«Warum braucht es ‹Kunst im Knast›, Herr Stähli?»

Siebenundzwanzig Jahre lang leitete Peter Stähli die Töpferwerkstatt im Frauengefängnis Hindelbank bei Bern. Wie wichtig diese Arbeit für die Resozialisierung der straffälligen Frauen war (und damit für die Kriminalprävention), was Kunsthandwerk von Kunst unterscheidet und warum mit der Schliessung dieser Werkstatt im Jahr 2017 sehr wahrscheinlich einmal mehr am falschen Ende gespart wurde, erläutert er im Interview.

Herr Stähli, warum gibt es überhaupt eine Töpferwerkstatt in einem Frauengefängnis? Was ist die Idee dahinter?

Es gibt verschiedene Werkstätten im Frauengefängnis Hindelbank, die Töpferei ist eine davon. Es gibt eine Wäscherei, eine Kartonagenwerkstatt, einen Gartenbereich, einen Haushaltsbereich, die Küche natürlich, und eine Näherei. Doch nur in der Töpferei hat man die Möglichkeit, selbständig ein Objekt von A bis Z zu fertigen. Also, ich habe zuerst einfach einen Klumpen Lehm vor mir, doch nach ein paar Stunden oder Tagen, vielleicht nach einer Woche habe ich ein fertiges Objekt. Ich habe es selbst gemacht und kann es anschauen. Es geht um diesen Prozess. Grundsätzlich kann man sicher sagen: Jede Arbeit in den Werkstätten hat ihren agogischen Hintergrund. Aber bei einer schöpferischen Arbeit ist alles viel reichhaltiger, es spricht viel mehr von deinem Ich an, als wenn du eine einfache, um nicht zu sagen: stupide Faltarbeit machst in einer Kartonagenwerkstatt. Du lernst dich selbst kennen, du kommst gar nicht darum herum, es kommt etwas aus dir heraus. Du kannst natürlich auch Frustrationen erleben, du kannst Freude erleben, die ganze Palette – das ist schon mal ein sehr wertvoller Anteil.

Aber auch: Je nachdem, wer da kommt, kann ich in meinem Atelier die einfachsten Arbeiten bis hin zu hochkomplexen Arbeiten anbieten, es gibt eine riesige Bandbreite. Ich habe vielfach Frauen im Atelier gehabt, die noch nie mit dieser Materie zu tun hatten, die deshalb auch sehr grossen Respekt hatten. Das letzte Mal war's im Kindergarten und dann nie mehr. «Das kann ich sowieso nicht!», war der Haupt-

tenor. Und meine Aufgabe war es dann zu sagen: «Ja genau, es ist wie im Kindergarten, da fangen wir an, da knüpfen wir an. Wir spielen ein bisschen.» So habe ich das aufgebaut. Und ich hatte immer wieder Frauen dabei, die wirklich ihr Talent gefunden haben. Die nie gedacht hätten, dass sie so etwas können, und dann richtig entflammt sind. Es waren einige dabei, die nach drei, vier Jahren Haftstrafe ihr eigenes Atelier gegründet haben und heute eigene Ausstellungen machen.

War die Arbeit eigentlich freiwillig? Konnten die Inhaftierten sich ihre Tätigkeit aussuchen?

Nein, in der Regel war das nicht freiwillig. Man hat die Frauen da eingeteilt, wo man sie gebraucht hat. Wenn die Wäscherei zu wenig Leute hatte, dann hat man Neuankömmlinge in die Wäscherei gebracht. Doch in den letzten Jahren gab es auch immer mehr Frauen, die körperlich oder psychisch so angeschlagen waren, dass man sie gar nicht in andere Ateliers geben konnte. Man musste sie mit ganz einfachen Arbeiten sozusagen von unten her wieder aufbauen. Und da bietet sich so ein Töpferatelier natürlich an.



Ausstellung im Schlosspark der JVA Hindelbank

Peter Stähli

Gab es auch Frauen, die ihrerseits gesagt haben: «Ich will unbedingt in die Töpferei!»?

Ja, die gab es. Man konnte sich anmelden, kam dann auf eine Liste, und wenn es Platz gab, konnten sie sich erstmal umschauen.

Wie haben Sie die Teilnehmerinnen angeleitet?

Draussen vor dem Atelier hatte ich ein kleines Schild, auf dem stand: «Wer frisch zu töpfeln anfängt, der kann sich schon mal im Ton vergreifen.» Und so hat's auch angefangen. Ich habe versucht, möglichst wenig Druck zu erzeugen: «Versuchen Sie's doch mal! Spielen sie ein bisschen, es muss nichts daraus entstehen. Lernen Sie einfach nur die Materie kennen! Hier gibt es auch eine Bibliothek, da können Sie schauen, was man so alles machen kann.» Ausserdem waren ja dann auch schon fünf, sechs andere Frauen da, die schon länger dabei waren, an denen sich die Neuen orientieren konnten. Und immer wenn ich gemerkt habe, dass die Arbeit ins Stocken geriet, war es meine Aufgabe, wieder einen kleinen Anstoss zu geben. Nur ganz wenig, ohne in ihre Selbständigkeit einzugreifen.

Wie war denn die Resonanz, wie ist das Angebot der Töpferwerkstatt angenommen worden?

Die Töpferei war sehr beliebt, wirklich sehr. Durch diese Arbeit gab es ja auch so etwas wie einen kleinen Freiraum, den man in so strukturierten Abläufen, wie sie ein Knast haben muss, sonst nicht hat. Hinzu kam die künstlerische Freiheit. Ich habe ja nicht gesagt: «Heute machst du dieses, und du machst jenes!», sondern alle hatten die freie Wahl. Diese kleine Freiheit war sehr wichtig für viele Frauen. Ich habe selten erlebt, dass eine Frau, die einmal zu töpfeln angefangen hatte, dann gesagt hätte: «Nein, nein, das ist gar nichts für mich!»

Eine kurze Zwischenfrage, in Bezug auf den Kunstbegriff: Wo sehen Sie die Grenze zwischen Kunst und Kunsthandwerk?



Der Töpfer Peter Stähli mit einer lebensgrossen Frauenfigur, die in der Töpferwerkstatt der JVA Hindelbank entstand.



Peter Stähli

Figuren aus dem Projekt «Starke Frauen»

Gab es Kunst in Ihrem Atelier? Was ist Kunst?

Also, eine einfache Definition wäre: Wenn man's im Haushalt nicht gebrauchen kann, etwa als Tasse, als Schale, als Vase, dann ist es vermutlich Kunst. Dann muss es wohl Kunst sein. Jemand hat mal gesagt: «Ich weiss ganz genau, was Kunst ist. Ausser man fragt mich danach.» Mir geht das ähnlich.

Wie würden Sie den positiven Einfluss Ihrer Arbeit auf die Gesamtpersönlichkeit der Teilnehmerinnen beurteilen? Denken Sie, das war ein wichtiger Beitrag zu ihrer Resozialisierung? Wenn ja, was ist psychisch passiert mit den Frauen aus der Töpferei?

Ich möchte das nicht unbedingt in Konkurrenz stellen mit den anderen Ateliers, die sich natürlich alle die grösste Mühe geben in Bezug auf den Resozialisierungsgedanken. Aber ich glaube, beim Herstellen von Keramik gibt es die weitaus besseren Möglichkeiten, weil man immer auch gleich sieht, was man gemacht hat. Man stellt ein Ganzes her, nicht nur ein Stückwerk. Man ist nicht nur ein Rädchen im Getriebe, man steht nicht am Fließband. Das ist wichtig für die Persönlichkeit. Für viele Frauen, die

ein geringes Selbstwertgefühl haben, ist es auch wichtig, etwas herzustellen, was dann bei den anderen positive Reaktionen hervorrufen kann: «Oh, ah, hast du das gemacht? Ganz toll! Dass du das kannst!» Und die, die's gemacht haben, sind dann ebenfalls begeistert, weil sie sich nicht hatten vorstellen können, je so etwas selbständig zu machen. Von daher eine wertvolle Geschichte. Und überhaupt der Schritt, irgendeine Arbeit zu haben, die Spass machen kann! Viele kommen daher, haben vielleicht noch gar nie gearbeitet oder haben eine ganz schlechte Einstellung zu Arbeit allgemein und sehen plötzlich, dass es Arbeit geben kann, die Spass macht: Das ist ein tolles Erlebnis!

Was waren denn Ihre persönlichen Highlights in all den Jahren?

Wir hatten den Schlossmärit in der Vorweihnachtszeit, und alle zwei, drei Jahre gab es öffentliche Ausstellungen, da hatten wir immer eine wirklich gute Resonanz, und es wurde auch viel verkauft. Einmal hatten wir das Thema «Starke Frauen», und im Atelier waren zu der Zeit mehrere Afrikanerinnen, Amerikanerinnen, eine Deutsche und eine Südamerikanerin. Da kamen Figu-

ren zustande, die den kulturellen Hintergrund dieser Frauen zeigten. Die Darstellungen waren zum Teil so gewagt, dass ich mich selbst nie getraut hätte, solche Figuren zu töpfern, aber sie kamen ja von den Frauen. Das war eine super Ausstellung, es gab ein grosses Echo, und die Figuren gingen weg wie warme Semmeln.

Kam der Erlös den Frauen selbst zugute?

Nein. Jede Frau hat ihr festes Salär. Man konnte das nicht machen, weil sonst die Frauen im Keramikatelier bevorzugt behandelt worden wären. Aber sie wussten, dass ihre Figuren jetzt bei irgendwem in der Stube stehen, und das macht stolz. Es gab auch ein paar Zeitungsartikel, und es hat wirklich einige der Insassinnen dazu bewogen, nach der Haft in ihren Heimatländern selbst mit dem Töpfern weiterzumachen.

Ich habe gehört, die Keramikwerkstatt in Hindelbank ist geschlossen worden. Warum?

Ja, das ist sehr schade! Das hat viel zu tun mit Politik in dem Sinne, dass überall auf den öffentlichen Ämtern riesige Sparprogramme liegen. Aber auch schon vorher wurde die Kartonagenwerkstatt, heute heisst es Packwerk, immer mehr vergrössert, brauchte immer mehr Platz, und auf der anderen Seite brauchte man auch mehr Räumlichkeiten für die verschiedenen Weiterbildungen. Die Töpferei war sozusagen im Sandwich, und als der alte Töpfer dann seine Jahre abgesehen hatte, hat man den Raum ganz schnell erobert.

Das klingt ja fast wie das Szenario für einen Horrorfilm: Die kleine kreative Zelle wird von der bösen Kartonagenwerkstatt, der falschen Politik und der gefräßigen Weiterbildung einfach zerquetscht. Hat man da mal wieder ein bisschen Seele weggeräumt?

Damit hat's zu tun. Das Nichts breitet sich aus.

Herr Stähli, vielen Dank für das offene Gespräch!

Zum Aspekt «Kriminalität in der Literatur» präsentieren wir Ihnen hier einen Kurzkrimi der bekannten Schweizer Autorin Petra Ivanov:

Das Geständnis

»Ich war es.« Staatsanwältin Regina Flint lehnt sich im Stuhl zurück. Wie oft hat sie sich gewünscht, Beschuldigte würden die Verantwortung für ihre Tat übernehmen. Ein Geständnis ablegen, die Strafe antreten und aus Fehlern lernen. Doch die meisten bestreiten die Vorwürfe, die gegen sie erhoben werden. Oder sie tischen abenteuerliche Lügengeschichten auf. Weisen andern die Schuld zu. Nicht so Besnik Osmani. Regina betrachtet den jungen Kosovaren. Der kräftige Bartwuchs täuscht nicht über die jugendlichen Züge hinweg. Sein Körper ist schlaksig, sein Gesicht von Aknespuren bedeckt. Vorstrafen hat er keine. Geldprobleme ebenso wenig. Dennoch überfiel er eine Bijouterie an der Zürcher Bahnhofstrasse. Eine Überwachungskamera zeichnete die Tat auf, ein Fahnder erkannte den 24-jährigen Haupttäter Fatmir Shala. Als dieser mit den Aufnahmen konfrontiert wurde, verriet er ohne zu zögern den Namen seines Komplizen. Osmani protestierte nicht, als er wenig später in Zürich-Altstetten, wo er in einem Reinigungsunternehmen tätig war, verhaftet wurde. Auf der Fahrt ins Polizeigefängnis sagte er nur drei Worte: »Ich war es.« Es ist ungewöhnlich warm für einen Maimittag. Die Yucca-Palme, die in der Ecke des Büros steht, lässt die Blätter hängen. Regina streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Wenn Osmani bei seiner Aussage bleibt, denkt sie, kann ich heute früh Schluss machen. Sie stellt sich die Limmat vor. Die Abendstimmung in der Frauenbadi. Den Geruch der feuchten Holzplanken und das Schaukeln des Floßes. Wie die letzten

Sonnenstrahlen das Großmünster in Gold tauchen. Seit Monaten leistet sie Überstunden. Manchmal fühlt sie sich wie eine Stafettenläuferin ohne Mannschaft. Die Kollegen raten ihr, die Arbeit weniger ernst zu nehmen, nicht jeder Ungereimtheit nachzugehen, nicht alle Einzelheiten abzuklären. Freitags, wenn sie erschöpft das Büro verlässt, nimmt sie sich jeweils vor, genau das zu tun. Sitzt sie aber am darauf folgenden Montag wieder einem Menschen gegenüber, der bedroht, bestohlen oder gar verletzt worden ist, wirft sie ihre Vorsätze über den Haufen. Sie könnte sich also über Besnik Osmanis Geständnis freuen. Der Kosovare hat von Anfang an zugegeben, am 8. Februar die Bijouterie gestürmt und den Besitzer gezwungen zu haben, Schmuck im Wert von 147 000 Franken auszuhändigen. Sogar sein Motiv hat er genannt: Die Arbeit als Reinigungskraft sei ihm zu anstrengend. Sein Pflichtverteidiger, ein übermüdeten Anwalt mit Bauchansatz, schweigt. Noch eine Seltenheit. Regina betrachtet ihn. Er sitzt am Besprechungstisch wie ein Gast, der ihr einen Höflichkeitsbesuch abstattet. Wie einfach es wäre, die Untersuchung abzuschließen und Anklage zu erheben. Zürich ist immer wieder Schauplatz von aufsehenerregenden Raubstrafaten. Gerade die Bijouterien an der Bahnhofstrasse sind beliebte Ziele. Doch etwas an Osmanis Geschichte weckt Reginas Misstrauen. Sie kann nicht sagen, was. Auch nicht, warum. Intuition? Erfahrung? Regina weiß nur, dass sie der Sache auf den Grund gehen muss. Die Bluse klebt ihr am Rücken. Sie nimmt einen Schluck Wasser und dreht sich zum Beschuldigten. Osmani sitzt auf der Stuhlkante; seine Hände

sind gefaltet, die Knöchel weiß. Regina beugt sich vor. »Bitte schildern Sie noch einmal, wie Sie die Bijouterie betreten haben.« Der Verteidiger schielt auf die Uhr. Besnik Osmani fixiert einen Punkt an der Wand. »Ich bin als Erster hineingegangen«, sagt er in gebrochenem Deutsch. »Ich habe meine Pistole gezogen und sie auf den Mann hinter der Schmuckauslage gerichtet.«

»Einen Moment«,

unterbricht Regina. »Der Polizei haben Sie gesagt, Sie hätten die Waffe bereits in der Hand gehabt, als Sie das Geschäft betraten.« »Ja.« »Welche Aussage stimmt nun?« »Ich habe die Pistole in der Hand gehabt.« »Wann haben Sie sie hervorgeholt?« »Als ich hineinging. Ich nahm sie aus meiner Hosentasche.« »Der rechten oder der linken?« »Aus ...«, Osmani stockt, »der rechten.« »Wann haben Sie sie in Ihre Hosentasche geschoben?« »Wann?« »Ja, zu welchem Zeitpunkt?« »Um 14 Uhr?« »Also zu Hause, bevor Sie losfuhren?« »Ja.« »War die Pistole zu diesem Zeitpunkt geladen?« »Ja.« »Hier steht, die Waffe sei nicht geladen gewesen, als Sie die Bijouterie betraten.« Osmani beginnt, mit dem Bein zu wippen. »Ich dachte, sie sei nicht geladen, aber sie war es doch.« »Bitte erklären Sie mir das.« »Ich habe vergessen, dass ich sie geladen habe.« Regina sieht zwei Waagschalen vor sich. Die linke ist mit Fragen gefüllt, die rechte mit Antworten. Die linke wird immer schwerer. Warum rückt Osmani erst dann mit Informationen heraus, wenn sie ihn mit den Fakten konfrontiert? Normalerweise versuchen geständige Täter, sich zu rechtfertigen. Sie reden und reden, in der Hoffnung milder bestraft zu werden. Manchmal suchen sie gar Vergebung. Regina gibt vor, den Polizeibericht zu studieren. Aus dem Augenwinkel beobachtet sie Osmani. Er fährt sich mit der Zunge über die Lippen. Das Wasserglas rührt er nicht an.

»Verstehe ich Sie richtig?«, fragt Regina. »Sie haben eine geladene Waffe in Ihre Gesäßtasche geschoben, sich damit ans Steuer eines gestohlenen Wagens gesetzt, sind von Zürich-Schwamendingen in die Innenstadt gefahren und haben dabei nie daran gedacht, dass sich ein Schuss lösen könnte?« Osmani berührt den obersten Knopf seines schlechtsitzenden Hemdes. Schweißflecken färben den Stoff unter seinen Achseln dunkel. »Herr Osmani?« »Ich habe es getan!« »Hier steht, Sie besitzen keinen Führerschein.« »Ich kann aber Auto fahren.« »Warum saßen Sie am Steuer?«

»Ich kann fahren«, wiederholt er. »Bitte erklären Sie mir, welchen Weg Sie gefahren sind.« »Ich fuhr die Dübendorferstrasse hinunter. Zum Schwamendingerplatz. Durch den Milchbucktunnel. Der Limmat entlang. Rechts zum Hauptbahnhof. Über den Bahnhofquai. Bei der Uraniastrasse rechts. Auf die Sihlstrasse. Zum Talacker.« Osmani klingt wie die Sprechstimme eines Navigationsgeräts. Der Verteidiger unterdrückt ein Gähnen. »Ist das wichtig? Mein Mandant hat die Tat gestanden.« Regina wendet den Blick nicht von Osmani ab. »Indem Sie ohne Führer-

schein fahren, gingen Sie ein Risiko ein. Sie hätten in eine Kontrolle geraten können. Der ganze Plan wäre geplatzt.« »Ich fahre besser als Fatmir.« Regina wirft einen kurzen Blick auf ihre Unterlagen. »Fatmir Shala besitzt seit fünf Jahren einen Führerschein.« »Ich weiß es nicht.« »Aber ich.« Osmani errötet wie ein Kind, das eine Schelte kassiert. Vielleicht hätte Regina doch auf dem Beizug eines Dolmetschers beharren müssen, obwohl der Kosovare behauptete, keinen zu benötigen. Wäre seine Aussage nachvollziehbarer, wenn er sie auf Albanisch machen würde? Er

«Ich versuche, Verständnis zu wecken.»



zvg

Fünf Fragen zum Thema «Kriminalität in der Literatur» an Petra Ivanov, die bekannte Schweizer Autorin der hier abgedruckten Kurzgeschichte «Das Geständnis» und vieler anderer erfolgreicher Erzählungen und (Kriminal-)Romane. www.petraivanov.ch

1. Was reizt Sie am Genre Kriminalroman?

Der Kriminalroman beleuchtet die dunklen Seiten der Gesellschaft und nimmt Missstände unter die Lupe. Da meine Hauptfiguren zu Beginn eines

Romans oft nicht wissen, womit sie es zu tun haben, kann ich aus Ermittlersicht schrittweise in ein Thema einführen.

2. Verfolgen Sie bei Ihren Texten auch ein aufklärerisches Ziel und wenn ja, wie sieht es aus?

Ich versuche, Verständnis zu wecken und Toleranz zu fördern, ohne aber persönlich Stellung zu beziehen oder Lösungen vorzuschlagen. Meine Figuren vertreten unterschiedliche Ansichten, der Perspektivenwechsel erlaubt eine vertiefte Auseinandersetzung mit Themen, die polarisieren.

3. Offensichtlich ist Ihnen eine realistische Schilderung wichtig. Schränkt Sie das bei der Beschreibung von Figuren und Handlungsprozessen ein?

Richtig, bei mir ist der Rahmen realistisch. Ich nenne ihn die Bühne, die ich aus Fakten aufbaue (Polizeiabläufe, Strafprozessordnung, Schauplätze, soziale Probleme usw.). Aber die Figuren, die auf dieser Bühne auftreten, sind frei erfunden. Ich fühle mich nicht stärker eingeschränkt, als

wenn der Rahmen ebenfalls frei erfunden wäre. Jede Figur, ob erfunden oder echt, muss so handeln, wie es ihrem Charakter und ihren Möglichkeiten entspricht. Sie kann sich immer nur innerhalb eines festgesetzten Rahmens bewegen, egal ob dieser nahe der Realität ist oder nicht, sonst verliert sie ihre Glaubwürdigkeit. Auch Autoren von Fantasy-Romanen sind eingeschränkt.

4. Wie recherchieren Sie bezüglich Polizei- und Justizarbeit?

Ich lese viel, besuche Veranstaltungen, begleite Fachpersonen wo immer möglich und stelle viele, viele Fragen.

5. Welches Verhältnis haben Sie zu Justiz und Polizei?

Ich schätze ihre unkomplizierte, entgegenkommende Hilfe sehr. Die Korrekturen, die ich von Justiz und Polizei, aber auch von der Rechtsmedizin, der Kriminaltechnik, von Anwälten und vielen anderen erhalte, verbessern die Qualität meiner Bücher. Manchmal bringen sie mich sogar auf ganz unerwartete Ideen.

knetet die Hände – eine Geste, die Regina oft beobachtet, wenn ihr Gegenüber mit sich ringt. In Gedanken geht sie seine Handlungen noch einmal durch: Er hat vor, einen Raubüberfall zu begehen. Dazu lädt er die Pistole, steckt sie sich in die Hosentasche und verlässt seine Wohnung in Zürich-Schwamendingen. Der VW, den er am Vorabend gestohlen hat, steht 400 Meter weit weg am Bahnhof Stettbach, an der Grenze zu Dübendorf. Osmani steigt in den Wagen, fährt zurück nach Schwamendingen, wo Fatmir Shala auf ihn wartet. Regina hält inne. Warum wartet der sechs Jahre ältere Shala auf Osmani? Shala ist kein unbeschriebenes Blatt. Schon als Jugendlicher war er der Polizei bekannt. Mit zwanzig wurde er wegen Einbruchs zu einer bedingten Strafe verurteilt, es folgten Sanktionen wegen Diebstahls, unerlaubten Waffenbesitzes und verschiedenen Verkehrsdelikten. Shala würde die Kontrolle nicht aus der Hand geben, indem er Osmani die Wahl des Fluchtwagens überlasse und wartete, bis dieser ihn abholte. Regina schiebt die Fragen, die sie vorbereitet hat, beiseite. »Herr Osmani, bitte beschreiben Sie Ihre Beziehung zu Fatmir Shala.« Osmani versteht nicht, was sie von ihm erwartet. »Sind Sie mit Fatmir Shala befreundet?« »Ja.« Osmani korrigiert sich. »Ein bisschen.« Regina runzelt die Stirn. »Können Sie mir das genauer erklären?« »Ich habe ihn manchmal getroffen.« »Was haben Sie zusammen gemacht?« »Wir gingen etwas trinken, schauten Fußball. Besuchten Freunde.« »Zu zweit?« »Nein.«

»Wer war noch dabei?«

»Mein Bruder Mentor.« »Nur Mentor?« »Manchmal auch Artan oder Shpend.« Regina hebt die Hand. »Langsam, bitte. Wer ist Shpend?« »Fatmirs Cousin.« »Und Artan ist Ihr ältester Bruder?« »Nein, das ist Mentor.« Regina ruft sich Besnik Osmanis

Lebensumstände in Erinnerung. Er kam als drittes von fünf Kindern in einem Bergdorf im Südwesten Kosovos zur Welt. Sein Vater verließ die Heimat, um in der Schweiz Arbeit zu suchen, als Besnik vier Jahre alt war. Später holte er seine Frau, die beiden Söhne Mentor und Artan sowie die Tochter Dafina nach. Besnik und die jüngere Schwester blieben bei den Großeltern, wo sie Feldarbeit verrichteten, die Tiere versorgten und sich um die älteren Verwandten kümmerten. Die Schule besuchte Besnik lediglich bis zur sechsten Klasse. Regina betrachtet den jungen Mann. Was hat es in ihm ausgelöst, zurückgelassen zu werden? Hat er die Eltern vermisst? Oder waren ihm die Verwandten Ersatz genug? Warum hat sein Vater nur Mentor, Artan und Dafina nachkommen lassen? Sie denkt an ihre eigene Kindheit. Zwar hatte sie von klein auf Pflichten im Haushalt zu erledigen, doch ihr blieb immer genug Zeit, um Kind zu sein. Ihre Eltern sorgten dafür, dass es ihr an nichts fehlte, und ermöglichten ihr, ihr Potential zu entfalten. Wie anders sah Besnik Osmanis Kindheit aus: Er hatte eine Rolle zu erfüllen, egal, ob sie ihm behagte oder nicht. Seine Wünsche waren jenen der Familie untergeordnet. »Ist es richtig, dass Sie in Schwamendingen bei Ihren Eltern leben?«, fragt Regina. Osmani nickt. »Wohnen Ihre Geschwister auch dort?« »Nur Dafina.« »Wo leben Ihre Brüder?« »Artan und Mentor sind verheiratet. Artan wohnt nebenan, Mentor in Dübendorf.« »Erzählen Sie mir von Ihren Eltern.« Osmani starrt sie an. »Hier steht, Ihr Vater arbeite auf dem Bau«, hilft ihm Regina. »Was macht er genau?« »Er ist Kranführer«, antwortet Osmani prompt. »Eine anspruchsvolle Tätigkeit«, sagt Regina, als sie den Stolz in seiner Stimme vernimmt. »Er arbeitet in einem Turmdrehkran. Er ist sehr geschickt.« »Waren Sie schon einmal oben?« Osmanis Ausdruck verändert sich. Leben tritt in seine Augen, und

er richtet sich auf. »Ich werde auch den Kranführerausweis machen!« Regina lächelt. »Gefällt Ihnen der Beruf?« »Ja!« »Verstehen Sie sich gut mit Ihrem Vater?« »Wie meinen Sie das?« »Sie sind erst mit fünfzehn Jahren in die Schweiz gekommen.« Osmani begreift nicht, worauf sie anspielt. »Was empfanden Sie, als Ihr Vater Sie in Kosovo zurückließ?« »Baba hat uns Geld geschickt.« Er sagt es mit einer Selbstverständlichkeit, die keine Zweifel darüber offen lässt, dass er die Umstände akzeptiert hat. Regina staunt über seine Schicksalsergebenheit. »Haben Sie sich gewünscht, er hätte Sie anstelle von Mentor oder Artan in die Schweiz geholt?« Osmani sieht sie verwundert an. »Meine Brüder sind älter.« »Dafina nicht«, hält Regina ihm vor. »Dafina hilft im Haushalt.« Innerlich schüttelt Regina den Kopf. Osmani scheint die strenge Hierarchie in der Familie als naturgegeben zu betrachten. Als sie ihn bittet, ihr von seinen Brüdern zu erzählen, schwingt Ehrfurcht in seiner Stimme mit. Er erklärt, Mentor habe bereits drei Kinder und einen BMW, und Artan sei kürzlich zum Abteilungsleiter im Migros-City an der Löwenstrasse befördert worden. »Was macht Mentor?« »Er hat bald einen Job bei einem Unternehmer.« »Bald? Wo arbeitet er jetzt?« »Er knüpft Kontakte. Das ist wichtig in seinem Business.« »In welchem Sektor ist er tätig?« »Import und Export.« Diebesgut, vermutet Regina, als sie an den teuren Wagen denkt, den Mentor fährt. Oder Drogen? Vielleicht hat Besnik bei ihm gesehen, wie einfach es sein kann, zu Geld zu kommen. Hat er sich deshalb bereit erklärt, mit Fatmir Shala die Bijouterie zu überfallen? Hat Mentor ihn gar angestiftet? Dass Besnik nicht selbst auf die Idee kam, ist Regina inzwischen klar. Sie fragt sich, ob sein Vater von seinen Plänen wusste. Es fällt ihr schwer zu glauben, dass Besnik etwas gegen dessen Willen tun würde. Dazu verehrt er ihn zu sehr. Eltern,

schießt es Regina durch den Kopf. Wann nimmt ihr Einfluss ein Ende? Auch als Erwachsene suchen wir noch ihre Bestätigung, in dieser Beziehung bleiben wir ein Leben lang Kind. Will Osmani deshalb Kranführer werden? Glaubt er, seinem Vater näher zu kommen, wenn er den gleichen Beruf ausübt? Warum setzt er diesen Traum aufs Spiel, indem er eine Straftat begeht? Regina blättert in den Unterlagen. Osmani hat keine Schulden, sein Lebensstil ist bescheiden. Sein Vorgesetzter beschreibt ihn als fleißig und gewissenhaft. Die Kunden sind mit seiner Leistung zufrieden, laut Arbeitskollegen ist Osmani freundlich. Eine Frau, der er den gestohlenen Schmuck schenken könnte, gibt es nicht. Der Verteidiger reißt sie aus den Gedanken. »Ich sehe nicht, worauf Sie mit diesen Fragen hinauswollen. Mein Mandant hat gestanden. Er ist bereit, für seine Tat gerade zu stehen. Nicht wahr, Herr Osmani?« Besnik Osmani nickt. Das Leben verschwindet aus seinem Gesicht. Es ist, als habe der Verteidiger mit seiner Frage einen Stöpsel gezogen und die Energie den Abfluss hintergelassen. Regina bittet Osmani, den genauen Ablauf des Überfalls zu schildern. Ohne Gefühlsregung beschreibt er, wie er die Waffe auf den Verkäufer richtete und ihm befahl, die Auslage zu öffnen und den Schmuck auszuhändigen. »Wer hat den Schmuck entgegengenommen?« Osmani zögert. »Fatmir.«

»Wie hat er ihn weggeschafft?«

Osmani schweigt. Regina beugt sich vor. »Hat Fatmir Shala den Plastiksack benützt, den er zu diesem Zweck mitgenommen hat?« Mit sichtbarer Erleichterung nickt Osmani. Regina lehnt sich zurück. Der Angestellte der Bijouterie hat erzählt, Shala habe eine dunkle Sporttasche bei sich gehabt, die er auf die Glasvitrine stellte. Die Aufzeichnung der Überwachungs-

kamera bestätigt die Aussage. Von einem Plastiksack ist nie die Rede gewesen. Die linke Waagschale wird immer schwerer. Warum lügt Osmani? Was versucht er zu verbergen? Schützt er einen weiteren Mittäter? Der Angestellte hat nur von zwei Männern gesprochen. War er womöglich selber in die Tat involviert? Vielleicht steckt gar der Ladenbesitzer dahinter. Der starke Franken macht vielen Unternehmen zu schaffen. Ein Zustupf von der Versicherung wäre bestimmt willkommen. »Was haben Sie getan, nachdem Sie den Schmuck eingesteckt haben?«, fährt Regina fort. »Ich bin zur Tür hinausgerannt. Zum Wagen. Dann bin ich davon gefahren«, sagt Osmani, ohne zu zögern. »Wo genau stand der Wagen?« »An der Bahnhofstrasse.« »Im Fahrverbot?« »Nein, in einer Seitengasse.« »Bei der Confiserie Sprüngli?« »Ja.« Noch eine Aussage, die schlicht unmöglich ist. Die Confiserie befindet sich direkt am Paradeplatz, einem Knotenpunkt für Trams. Autos fahren dort keine. »Wie hat der Angestellte reagiert, als Sie die Flucht ergriffen haben?«, bohrt Regina. »Er ... hat uns nicht gestoppt.« »Hat er etwas gesagt?« »N-nein.« »Hier steht, er habe »Halt!« gerufen«, lügt sie. »Ja, richtig, das habe ich vergessen.« Sie gibt es auf. Osmani wird sich nur in weitere Widersprüche verstricken. Sie hat genug Lügen gehört, sie will wissen, was wirklich geschehen ist. Fragen zum Überfall zu stellen, ist zwecklos; sie muss dort weitermachen, wo Osmani sich zugänglich zeigt. »Erzählen Sie mir bitte mehr über Ihren Vater.« Osmani blinzelt. »Er ist Kranführer«, wiederholt er. »Hat er Sie als Kind in Kosovo besucht?« »Er kam jeden Sommer mit Artan, Mentor, Dafina und meiner Mutter. Sie blieben fünf Wochen. Wir haben ein eigenes Haus. Wir haben es zusammen gebaut.« »Wie war das für Sie, Ihre Eltern und Geschwister nach so langer Zeit zu sehen?« »Schön.« Als Regina schweigt,

fährt er fort. »Vater hat mir Geschenke mitgebracht. Eine Wasserpistole, einmal sogar ein ferngesteuertes Auto.« Unmerklich verändert sich Osmanis Ausdruck. Seine Züge werden weich, der Junge, der er vor Kurzem noch gewesen ist, zeigt sich wieder. Regina stellt sich vor, wie er elf Monate auf den ersehnten Besuch wartet. Fünf Wochen lang nimmt er den Platz innerhalb der Familie ein, der ihm zusteht. Dann wird er für elf Monate verlassen. Jedes Jahr von Neuem. »Warum durften Sie nicht mit in die Schweiz?« »Die Schweiz ist teuer. Es war nicht genug Geld da für uns alle. Und die Wohnung war zu klein.« »Da hatten die älteren Brüder Vorrang«, fasst Regina zusammen. »Und Dafina, weil jemand im Haushalt mithelfen musste.« »Natürlich.« »Ja, natürlich.« Osmani hört die Ironie in ihrer Stimme nicht. Plötzlich schämt sich Regina. Es steht ihr nicht zu, die Sitten einer fremden Kultur in Frage zu stellen. Vielleicht war es für die jüngeren Geschwister wirklich ganz normal, dass sie bei den Großeltern zurückblieben. Sie selbst litt als Kind bereits, wenn sie für eine Woche ins Skilager musste. Noch heute spürt sie die Sehnsucht, die sie in der Nacht wachhielt, die Einsamkeit, die sie empfand, wenn sie morgens die Augen aufschlug und merkte, dass sie weit weg von zu Hause war. Es war die Vertrautheit, die sie vermisste, der Geruch von Zitronenreiniger, das Frotteeleintuch unter ihrer Wange, der Signalton der Barriere, wenn die Uetlibergbahn vorbeifuhr. Hat sich Besnik Osmani in Kosovo wirklich zu Hause gefühlt? Oder wäre er lieber bei den Eltern in der Schweiz gewesen? An seiner Stelle hätte Regina Wut empfunden, doch er hinterfragt sein Schicksal nicht. In Regina beginnt sich ein Gedanke zu formen. »Erzählen Sie mir mehr über Ihren Bruder Mentor. Sie haben gesagt, er habe einen Job in Aussicht. Arbeitet er zur Zeit gar nicht?« »Er erledigt manchmal Aufträge für Kollegen.«

»Import und Export?«, fragt Regina trocken. Osmani nickt. »Was hat er ursprünglich gelernt?« »Er wollte Polier werden.« »Aber?« Osmani zuckt die Schultern. »Ich weiß es nicht.« »Geriet er in Schwierigkeiten?« Osmani beginnt, die Hände zu kneten. »Seine Frau hat ein Kind bekommen.« »Wie hat Ihr Vater reagiert?« »Er hat sich gefreut. Er hat ihm einen Job gesucht.« »Hat Mentor keine Ausbildung absolviert?« »Er war in der Schule.« »Wie waren seine Leistungen?« Erneut zuckt Osmani die Schultern. In Reginas Vorstellung nimmt das Leben der Familie Osmani Gestalt an. Vermutlich hatten Mentors Leistungen zu wünschen übriggelassen. Sie stellt sich vor, wie er sich mit seinem schlechten Zeugnis vergeblich um eine Lehrstelle bewirbt, vielleicht andere für sein Versagen verantwortlich macht. Die Schuld bei sich zu suchen, passt nicht ins Bild, das Besnik von seinem Bruder zeichnet. Möglicherweise nützt der Vater seine Kontakte auf dem Bau, um dem Sohn Arbeit zu verschaffen. Bald stellt er aber fest, dass Mentor selbst das Problem ist. Dennoch greift der Vater ihm unter die Arme, immer und immer wieder, schließlich ist er der Erstgeborene. Mehr noch, Mentor hat ihm einen Enkel geschenkt. Die Unterstützung des Vaters genügt Mentor jedoch nicht.

Er will mehr.

»Wie hat Mentor Fatmir Shala kennengelernt?« Osmani sieht kurz auf. In seinem Blick liegt Unsicherheit. Er schaut den Verteidiger an, doch der bedeutet ihm mit einer trägen Geste, die Frage zu beantworten. »Durch Artan«, erklärt Osmani. »Mentor ist ein Jahr älter als Fatmir Shala, richtig?« Osmani nickt kaum merklich. Das würde erklären, warum Shala vor dem Überfall geduldig wartete, bis er abgeholt wurde. Und auch, warum er dabei von niemandem gesehen

wurde. Shala stand nicht vor der Wohnung, die Besnik mit seinen Eltern und der Schwester in Schwamendingen teilt, sondern in Dübendorf – wo er auf Mentor wartete. Ganz in der Nähe des Bahnhofs Stettbach. Wo sich auch der gestohlene VW befand. Die linke Waagschale bewegt sich nach oben. Regina schweigt so lange, bis Osmani aufsieht. »Hat Ihr Vater Ihnen befohlen, den Kopf für Mentor hinzuhalten?«, fragt sie leise. Osmani erstarrt. Der Verteidiger richtet sich auf. »Weil Mentor als Ältester eine besondere Stellung innerhalb der Familie hat?« Osmani zittert kaum wahrnehmbar. Er wirkt verletztlich, und Regina fragt sich, wie jemand ihm einen Raubüberfall zutrauen kann. »Wussten Sie überhaupt von Mentors Plänen? Oder erfuhren Sie erst davon, als Fatmir Shala festgenommen wurde?« Osmani schluckt. »Ich war es«, sagt er. »Hat Mentor seinen Komplizen instruiert, Ihren Namen zu nennen? Oder war das der Befehl Ihres Vaters?« »Ich möchte kurz alleine mit meinem Mandanten sprechen«, bringt sich der Verteidiger ein. Regina ignoriert ihn. »Herr Osmani, wo waren Sie am 8. Februar um 15 Uhr wirklich?« Schweißperlen bilden sich auf Osmanis Stirn. Im Raum ist es so still, dass Regina hört, wie das Tram vor dem Bezirksgebäude vorbeifährt. »Ich war es«, wiederholt Osmani mechanisch. Regina sieht ihm in die Augen. »Ich glaube Ihnen nicht.« Osmani wischt sich über das Gesicht. Regina verspürt das Bedürfnis, ihm die Hand auf den Arm zu legen. Sie will Kontakt herstellen. Er steht kurz davor, die Wahrheit zu sagen. Er holt Luft, doch dann presst er die Lippen fest aufeinander. Als er die Augen schließt, fragt sich Regina, was er sieht. Mentor, der alles hat, was ihm verwehrt wurde? Artan, soeben befördert und deshalb unantastbar? Dafina, die stille Dienerin? Die jüngere Schwester, die sein Schicksal teilte? Die Mutter, die schweigend

zuseht, wie ihr jüngster Sohn geopfert wird? Den Vater, den er trotz allem verehrt? »Sie sind entbehrlich, nicht wahr? Sie waren es schon immer und sind es heute noch.« Osmani schluckt. Regina wartet. Die Sonne scheint jetzt direkt in den Raum. Staub tanzt in der Luft. Die Hitze ist unerträglich. Die Schweißflecken auf Osmanis Hemd sind größer geworden; der Anwalt starrt auf sein leeres Wasserglas. Regina traut sich kaum zu atmen. Sie fühlt sich wie ein Angler, der einen großen Fisch an der Leine hat und nicht sicher ist, ob die Schnur halten wird. Sie sieht, wie Osmani mit sich ringt. »Kranführer ist ein toller Beruf«, sagt sie leise. »Sie könnten die Prüfung ablegen.« Im Pausenraum surrt die Kaffeemaschine. Eine Fliege zappelt auf dem Schreibtisch. Regina presst die Handflächen zusammen, wartet auf die erlösenden Worte. Als sie ausbleiben, zupft sie an der Angelschnur. »Mentor wird früher oder später wieder eine Straftat begehen. Sie können ihm nicht helfen.« Eine Ader zuckt an Osmanis Hals. Seine Augen glänzen. Regina spürt, wie sein Widerstand bricht. Sie zwingt sich zu warten. Die Stille auszuhalten. Als sie glaubt, er sei bereit, beugt sie sich vor. »Als Kranführer könnten Sie mit Ihrem Vater über die Arbeit reden. Erfahrungen austauschen.« Sie sieht ihm in die Augen. »Er wäre stolz auf Sie!« Jetzt ist sie sich sicher, dass sie ihn hat. Osmanis Blick ist resigniert, doch da ist noch etwas. Erleichterung. Die Spannung in seinem Körper lässt nach, sein Atem geht langsamer. Er öffnet den Mund. Da erklingt aus dem Pausenraum ein Lachen. Die Angelleine reißt. Ohne Vorwarnung springt Osmani vom Stuhl. Der Kopf des Verteidigers schnell hoch; der Stift, mit dem er soeben etwas notiert hat, fällt zu Boden. Besnik Osmani stützt sich mit beiden Händen auf den Tisch, sein Gesicht ist rot. Das Hemd ist ihm aus der Hose gerutscht, der Kragen sitzt schief. Er ruft: »Ich war es!«

Polizei und Kunst – ein Widerspruch oder ein starkes Team?

Im November 2019 hat die Kantonspolizei Zürich bereits zum fünften Mal die «Kapo Art» organisiert, eine grosse Kunstausstellung, in der die Werke von Mitarbeitenden gezeigt werden – nicht zuletzt damit auch die Bevölkerung sehen kann, dass unter den Polizeiuniformen immer ganz individuelle Menschen mit verschiedenen Talenten und Interessen stecken.

Eines dieser Talente ist die künstlerische Kreativität, die sich bei entsprechenden Freizeitaktivitäten zeigt und manchmal auch durchaus dazu dienen kann, Erlebtes aus dem Berufsalltag zu verarbeiten. Nicht wenige Kolleginnen und Kollegen betätigen sich in ihrem Privatleben auf die eine oder andere Weise künstlerisch. Damit solche Werke nicht im Verborgenen bleiben, wurde 1999 die «Kapo Art» gegründet und die erste Kunstausstellung dieser Art durchgeführt. Mittlerweile ist die «Kapo Art» zur Tradition geworden und findet alle fünf Jahre statt: nach 2004, 2009 und 2014 zuletzt im November 2019.

Der Dienst Multimedia, angegliedert an die Kommunikationsabteilung der Kantonspolizei Zürich, ist für die Öffentlichkeitsarbeit und somit für die Organisation bzw. Begleitung von Veranstaltungen zuständig. Auf Antrag von

Kunstschaffenden übernahm das Team von Sara Glaus die Organisation der «Kapo Art» 2019 und stellte mit Mitarbeitenden aus dem Dienst und kunstschaffenden Mitarbeitenden aus dem Polizeikorps ein neues Organisationskomitee zusammen.

Mit einem Aufruf in den internen Mitteilungsorganen wurden interessierte talentierte Mitarbeitende gesucht und gebeten, ihre Bewerbungsdossiers, basierend auf den gewünschten Anforderungskriterien, einzusenden. Aus den mehreren Dutzend eingereichten Bewerbungen entschied sich dann der Künstlerische Ausschuss, bestehend aus zwei Kunstschaffenden des Organisationskomitees, für 14 Teilnehmende aus den verschiedensten Kunstrichtungen. Angenommen wurden Fotografien, Gemälde, Skulpturen sowie diverse Artefakte aus Holz, Metall und anderen Materialien.

Mit der Anzahl der Teilnehmenden war der Startschuss für die Organisation gefallen, und die Suche nach einer geeigneten Lokalität für die Durchführung der Veranstaltung konnte beginnen. Um den Ausstellungsort eng mit dem polizeilichen Auftrag zu verbinden und der Kunst noch mehr Ausdruck zu verleihen, wurde die ca. 400 m² grosse Halle im alten Güter-

bahnhof von Zürich ins Auge gefasst. Die Halle gehört zur Baustelle des neuen Polizei- und Justizzentrums (PJZ), welches auf dem Areal des Güterbahnhofs erstellt wird und ab 2022 über 2080 neue Arbeitsplätze für Angehörige von Polizei und Justiz bietet.

Im Innern der alten Halle befindet sich neben Sitzungsräumen eine Informationshalle mit sämtlichen Zahlen und Fakten zum Neubau sowie zur Baustelle des PJZ: ein idealer Raum für eine Begegnung von «Kunst» und «Polizei». Mit Flugblättern und Plakaten – und eigens gestaltetem Logo! – wurde die Bevölkerung auf die Ausstellung aufmerksam gemacht und eingeladen, die Kunstwerke und ihre Schöpferinnen und Schöpfer vom 21. bis zum 24. November 2019 in der Halle des alten Güterbahnhofs zu besuchen.

Wie es sich gehört, fand vor der eigentlichen Eröffnung eine Vernissage für geladene Gäste statt. Diese wurden am Abend durch die Komiker Beat Schlatter und This Portmann (von «Die Zwillinge») mit einer unterhaltsamen

Insgesamt wurde die Ausstellung innerhalb der viereinhalb Tage von fast 400 Personen besucht, und etliche Kunstwerke konnten auch verkauft werden.

Eröffnungsrede begrüsst. Anschliessend dankte ein Vertreter des Organisationskomitees dem Polizeikommando für die Ermöglichung des Events, den Mitwirkenden für ihr Engagement und allen Beteiligten, die die Ausstellung unterstützten. Den Abschluss der Eröffnungsreden machte der damalige Kommandant der Kantonspolizei Zürich, Thomas Würzler, mit einem Dank an die Mitarbeitenden und das Organisationskomitee. Seinen Worten zu Kunst und Kultur folgte ein Apéro hinter den noch geschlossenen Türen.

Die Kunstausstellung stand «im Zeichen der Sonne», wobei nicht etwa ein Motto gemeint ist, sondern ganz konkret die Architektur des Ausstellungsbaus (siehe Foto): In der Mitte

Autorin

Sara Glaus

Kommunikationsabteilung Kantonspolizei Zürich, Dienstchefin Multimedia





In der grossen Halle des alten Güterbahnhofs von Zürich fand die «Kapo Art» 2019 statt.

stand ein grosser Tisch, von dem strahlenförmig acht Ausstellungswände wegführten – und zu ihm zurück, als Treffpunkt für regen Gedanken- und Erlebnisaustausch. Ebenso ermöglichten die positionierten Wände einen idealen Besichtigungsrundgang, bei dem es praktisch unmöglich war, ein Kunstwerk zu übersehen. Die in die richtige Position gedrehten Flutlichter und die mit schwarzem Molton verarbeiteten Wände verliehen der ungeheizten Halle mit dem kalten Betonboden einen besonderen Winter-Charme. Ebenfalls ein Höhepunkt der Vernissage war der Apéro, zubereitet von Lernenden der Küche, in seiner Art ebenso vielfältig wie die Kunstwerke der Ausstellung.

Das gesamte Ambiente liess nicht nur Vernissagegäste länger als erwartet verweilen, auch Besuchende während der gesamten Ausstellungsdauer von Donnerstag bis Sonntag unterhielten sich interessiert und ausgiebig mit den Ausstellenden. Damit die Kunstschaffenden wie auch die Besucherinnen und Besucher eine Möglichkeit hatten, sich bei einem Kaffee aufzuwärmen, wurde ein eintöniges Sitzungszimmer kurzerhand in eine gemütliche Lounge-Ecke verwandelt. Nüsse, Mandarinen und Schokolade erinnerten jedoch rasch wieder an die kalte Vorweihnachtszeit.

Insgesamt wurde die Ausstellung innerhalb der viereinhalb Tage von fast 400 Personen besucht, und etliche

Kunstwerke konnten auch verkauft werden. Skulpturen und Figuren aus Holz, Metall und Ton, grossformatige aufgezogene Fotografien mit Nachtmotiven, mit der Milchstrasse, mit Motiven aus Tschernobyl sowie mit asiatischen Sujets, abstrakte Malerei, Landschaftsmalerei – die Vielfalt, die Originalität und die Qualität der Ausführungen war beeindruckend. Auch die 14 Kunstschaffenden zogen ein sehr positives Fazit. Neben viel erfreulicher Arbeit im Vorfeld – übrigens durfte keines der präsentierten Werke schon vorher einmal ausgestellt worden sein – waren es vor allem die vielen interessanten Gespräche untereinander und mit den Besuchenden, welche die «Kapo Art» 2019 zu einem vollen Erfolg machten.

Dass der Eintritt kostenlos war, hat vermutlich dazu beigetragen, so manchen Besuchenden in die alten Gemäuer zu locken, vielleicht auch ein Bericht des Tagesanzeigers vom 20. November 2019, welcher titelte: «Wenn sich die Kantonspolizei Zürich mit «Fuck the Police» befasst». Dieser Artikel hatte vor allem den aufsehenerregenden Beitrag von Reto Spillmann im Fokus, welcher mit seinem Werk auch gesellschaftliche Fragen wie Zusammenhalt und Vorurteile ansprach, auf humorvolle Weise aufrüttelte und vielleicht den einen oder anderen Besucher erscheinen liess, der sein eigenes «Werk» in der Ausstellung suchte (siehe nachfolgender Beitrag).

All Cops Are Bastards? Kostet nur 13 Franken und 12 Rappen.

Reto Spillmann, Teilnehmer der «Kapo Art» 2019, über seinen vielbeachteten Beitrag, in dem er der alltäglich gewordenen Polizei-feindlichkeit in manchen Kreisen einen ironisch-künstlerischen Spiegel vorhielt.

Die Idee, die in der Stadt Zürich wie in vielen anderen Grossstädten allgegenwärtigen Tags FTP (Fuck the Police), ACAB (All Cops Are Bastards) oder 1312 (Zahlencodierung für ACAB) zu fotografieren und auszustellen, kam mir spontan, als mir bei einem Mittagsspaziergang ein besonders auffälliges Exemplar ins Auge sprang. Die anstehende «Kapo Art» bot dafür die perfekte Plattform. «Fuck the Police» als Werkstitel stellte den Bezug zur Polizei dar und erweckte – davon ging ich aus – eine gewisse Aufmerksamkeit.

Der künstlerische Anteil lag dabei weniger in der Fotografie selbst, als vielmehr in der Aussage, die ich mit meiner Arbeit machen wollte. So präsentierte ich fünfundzwanzig kleinformatige Handyfotos mit Passepartout

Autor

Reto Spillmann

Kommunikationsabteilung, Dienstchef-Stellvertreter Multimedia und Teilnehmer der «Kapo Art» 2019





Die Fotoinstallation «Fuck the Police» von Reto Spillmann

hinter Glas in quadratischen Rahmen, welche ich zu einem Geviert anordnete. Eine möglichst neutrale Präsentationsform sollte Raum zum Nachdenken und Interpretieren bieten.

Die Polizei und die Kunst gehören nicht per se zusammen. Die «Kapo Art» verband jedoch beides, und so sollte auch die Fotoinstallation «Fuck the Police» irgendwo zwischen der Polizei und den Unbekannten stehen, die die Tags angebracht hatten. Ich persönlich fand es reizvoll, die Tags für meine

eigenen Zwecke zu verwenden und sozusagen in ungefragter Zusammenarbeit mit den «Übeltätern» ein Kunstprojekt zu realisieren. So wurde aus dem Monolog der Tagger ein Dialog. Übrigens: Dass ich das Ganze selbst nicht bitterernst nahm, zeigte sich spätestens im Verkaufspreis: Ein Rahmen war für CHF 13.12 (ACAB) zu haben, was knapp die Materialkosten deckte ...

Vor der Vernissage befürchtete ich, dass mir «Fuck the Police» blosses

Unverständnis entgegenbringen könnte, doch die vielen interessanten Gespräche, die sich daraus ergeben haben, überraschten mich sehr positiv. Eine etwas kryptische Bemerkung, die sich auf die gesamte «Kapo Art» bezog, ist mir besonders geblieben: «Da die Malerei ohne das Schmieren als Ausdrucksmittel nicht auskommt, ist es nur naheliegend – und höchste Zeit –, dass die Schmier sich endlich wieder auf die Grundlagen der Malerei besinnt.»

Ist das Kunst oder muss das weg? – Raptexte zwischen Kunst und Straftat

Im Internet werden frauenverachtende Rapsongs millionenfach aufgerufen, geteilt und geliked – ein Problem, das in Deutschland ungleich grösser ist als in der Schweiz, obwohl natürlich auch hier viele Jugendliche zu den Fans gehören. Anfang 2020 hat TERRE DES FEMMES Deutschland die Online-Kampagne #UNHATEWOMEN lanciert, um Hassrede gegen Frauen sichtbar zu machen und ihr zu widersprechen – mit grosser Resonanz. Ein Plädoyer aus dem «grossen Kanton».

Stellen Sie sich einmal Folgendes vor: Eine Frau fordert einen Rapper dazu auf, keine frauenverachtenden Texte mehr zu schreiben. Der Rapper fühlt sich diskriminiert, behauptet, es sei Kunst, und beschimpft die Frau mit denselben frauenverachtenden Worten. Ironie off? Nein, genau so passiert, im Nachklang der von TERRE DES FEMMES (TDF) gestarteten #UNHATEWOMEN Kampagne, die in Deutschland grosse mediale Aufmerksamkeit erhalten und auch zu regem Austausch innerhalb und mit Teilen der Rapszene geführt hat.

Bevor ich näher auf die Kampagne eingehe, ist es mir wichtig, noch folgendes klarzustellen: TDF steht für Meinungsfreiheit und Kunstfreiheit ein,

ebenso für Satire und Humor. Eine lebendige demokratische Gesellschaft braucht verschiedene Meinungen und Ausdrucksarten, Kritik und Diskussionen. Aber hier kommt der Knackpunkt: Es gibt Grenzen. Es muss Grenzen geben. Nämlich dann, wenn sich verbale Gewalt, Frauenverachtung und Diskriminierung hinter der Kunstfreiheit zu verstecken versucht. Verbale Gewalt, wenn sie unwidersprochen bleibt, prägt unseren Alltag. Dessen müssen sich alle bewusst sein und die Verantwortung dafür übernehmen – sowohl die Kunstschaffenden als auch die Fans. Denn:

Verbale Gewalt gegen Frauen ist in Deutschland leider mittlerweile salonfähig geworden.

Insbesondere im Netz werden Frauen und Mädchen häufig mit Worten erniedrigt und brutal beleidigt – in Bezug auf bestimmte Annahmen, wie eine Frau zu sein habe, ihr Verhalten und ihr Äusseres. Solche Beleidigungen, die Frauen in allen Erdteilen jeden Tag zu hören und zu lesen bekommen, dürfen nicht weiter gebilligt werden. TDF fordert

dazu auf, frauenverachtende Hasskriminalität im Internet aktiv und konsequent zu bekämpfen.

Herzstück der Kampagne #UNHATEWOMEN ist ein Video, in dem Frauen frauenverachtende Rap-Songtexte von erfolgreichen deutschen Rappern vorlesen. Ohne die musikalische Untermalung und den «Coolness-Faktor» wird jedem Zuschauer schnell klar, dass die vorgelesenen Songtexte reine Gewalt an Frauen sind. Textzeilen wie: «Die Bitches wollen Jungfrau bleiben. Zwei Optionen – Arsch oder Mund auf, Kleines.» werden im Netz millionenfach aufgerufen und meist bedenkenlos weiterverbreitet. Das Video endet mit dem starken Appell an alle, Gewalt gegen Mädchen und Frauen in Texten, Songs, Posts oder Kommentaren sichtbar zu machen und frauenverachtender Hassrede mit dem Hashtag #UNHATEWOMEN zu widersprechen.

Die Reaktionen und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit haben uns gezeigt, dass wir den Zeitgeist getroffen haben, und uns die Notwendigkeit der Kampagne vor Augen geführt. Viele Frauen und Mädchen haben uns ihre Zustimmung ausgesprochen und sich mutig gegen diese allgegenwärtige Form von Hassrede gestellt.

Verbale Gewalt erzeugt physische Gewalt

Allerdings traf die Kampagne nicht nur auf Zustimmung. Einige in der Kampagne als frauenverachtend zitierte Rapper fühlten sich angegriffen und riefen ihre Fans zu einer Gegenreaktion auf. Diese besteht aus der Belagerung der Social-Media-Kanäle von TDF und der Verteidigung ihres Sexismus mit noch mehr Sexismus. Auffällig ist das Paradoxe in ihrer Argumentationsführung: Sie verteidigen die Texte mit der gleichen verbalen Gewalt gegenüber Frauen und behaupten gleichzeitig, dass diese keinen Einfluss auf den alltäglichen Sprachgebrauch hätten («Das sind doch nur Worte/eine Kunstform – geht zurück in die Küche, ihr ***.»)

Autorin

Christa Stolle

Bundesgeschäftsführerin TERRE DES FEMMES – Menschenrechte für die Frau e.V. Berlin, Deutschland





Alle Motive zeigen echte Zitate aus Songs erfolgreicher deutscher Rapper.

Im Zusammenhang mit der #UNHATEWOMEN-Kampagne hat TDF so viele frauenfeindliche, sexistische und herablassende Kommentare erhalten wie noch nie zuvor. Die Eskalation ging sogar so weit, dass ein Rapper UnterstützerInnen der Kampagne Gewalt androhte. In einer privaten Nachricht schrieb er einer Frau, die die Kampagne auf ihrem Social-Media-Kanal geteilt hatte: «Ich kann ja mal Täter werden wenn du mir weiter auf die Eier gehst. und dann bin ich Täter gegen DICH und nicht gegen DIE FRAUEN... also laber keine Kacke.» Auch weitere UnterstützerInnen der Kampagne erhielten persönliche Drohungen, ein Kamerateam von RTL, das den Rapper interviewen wollte, wurde sogar physisch von ihm angegriffen. «Wir fühlen uns durch die Ereignisse der letzten Tage darin bestätigt, dass verbale Gewalt physische Gewalt erzeugt.», resümiert Gesa Birkmann, die Leiterin der Abteilung Themen und Projekte bei TDF.

Auch wenn manche Rapper sich nur aus Imagegründen wie «Bad Boys» der Musikszene aufführen, sind sie doch in der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeiten, die eine Vorbildfunktion einneh-

men. Viele junge Menschen hören ihre Texte, verinnerlichen sie unreflektiert und integrieren sie in ihre Alltagssprache. Diese Konsequenzen muss man auch als Rapper verstehen, und eine demokratische Gesellschaft muss sich vehement dagegen aussprechen. Verbale Gewalt darf nicht noch weitergetragen werden. Verbale Gewalt gegen Frauen als «Stilmittel» muss aufhören. Gesa Birkmann bringt es auf den Punkt: «Wir sind der Meinung, dass zu Gewalt nicht nur körperliche, sondern auch verbale Gewalt gehört. Gerade Deutschrapper sind meinungsbildend und Vorbilder für junge Menschen. Sie könnten so viel Bewegung in eine positive Richtung bringen.»

Rapmusik als Spiegelbild einer sexistischen Gesellschaft

Rapmusik mag als eigenes kleines Universum bezeichnet werden, aber es kann nicht von der Welt abgekapselt und auch nicht als sexistisches Genre im Allgemeinen abgestempelt werden. Dies hat zwei Gründe: Erstens: Nicht jeder Rapsong ist frauenverachtend. Zweitens: Verbale Gewalt findet nicht

nur abgesondert im Rapkontext statt, sondern zieht sich durch alle Bereiche der Gesellschaft. Frauen sind im Alltag häufig verbaler Gewalt ausgesetzt, auf der Arbeit, Zuhause und auf der Strasse. Damit sich das ändert, versucht TDF auf das bestehende Problem aufmerksam zu machen. Mit ersten Erfolgen: Sexistischer Rap gilt nicht mehr unangefochten als «cool», und der Druck durch die Kampagne war anscheinend so gross, dass einige Rapper versucht haben, sich für ihre Songtexte zu rechtfertigen. Auch in der Rapszene selbst haben sich einige mit der Kampagne von TDF solidarisiert. #UNHATEWOMEN hat ausserdem gezeigt, dass es sehr viele, insbesondere junge Frauen gibt, die sich trotz Einschüchterungen öffentlich und mutig gegen verbale Gewalt stellen. Die neue und selbstbewusste Generation nimmt verbale Gewalt gegen Frauen nicht einfach so hin, sondern widerspricht ihr aktiv.

Höchste Zeit zum Umdenken

Im Februar 2020 gab es in Deutschland einen *Gesetzentwurf der Bundesregierung zur Bekämpfung des Rechtsextre-*



mismus und der Hasskriminalität, welcher auch als Erweiterung des Gesetzes zur Verbesserung der Rechtsdurchsetzung in sozialen Netzwerken von 2017 gesehen wird. Wenn das Gesetz beschlossen wird, müssen grosse Anbieter sozialer Netzwerke strafbare Gewaltandrohungen zukünftig an das Bundeskriminalamt melden, wenn ein Nutzer sie darauf aufmerksam gemacht hat. Bisher müssen die sozialen Netzwerke bloss den Nutzer sperren. Des Weiteren soll §241 StGB, der Tatbestand der Bedrohung, insofern erweitert werden, dass explizit die Bedrohung mit einer rechtswidrigen Tat gegen die sexuelle Selbstbestimmung, die körperliche Unversehrtheit und die persönliche Freiheit mit in den Paragraphen aufgenommen werden soll. Schliesslich soll noch §51 Absatz 1 des Bundesmeldegesetzes dahingehend verändert werden, dass es Betroffenen von Hass im Netz leichter gemacht werden soll, eine Auskunftssperre zu erwirken. TDF hat sich dafür eingesetzt, dass explizit «frauenverachtende Hassrede» in den Gesetzestext aufgenommen wird, damit sie entsprechend geahndet werden kann. Diese Ansätze sind ein erster

Schritt in die richtige Richtung. Die Umsetzung wird eine Herausforderung bleiben.

Keine Frage der Kunstfreiheit, sondern der Gesellschaft

Ob frauenverachtende Raptexte von der Kunstfreiheit eingeschlossen sind, ist hier irrelevant. Es geht vielmehr um die Frage, in was für einer Gesellschaft wir leben wollen. Wollen wir wirklich in einer Gesellschaft leben, in der verbale Gewalt salonfähig ist? In der Frauen und Mädchen als «Fotzen» und «Bitches» beschimpft werden und sich dann am Ende selbst stolz als solche bezeichnen?

Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien beschreibt einige als jugendgefährdend eingestufte Raptexte so: «Diese Liedtexte verletzen in einem extremen Masse die Würde der Frau und zeichnen ein menschenverachtendes Bild. Jugendlichen wird ein Frauenbild dargeboten, das ausnahmslos negativ und herabwürdigend ist.»¹

Die Diskussion um frauenverachtende Raptexte zeigt ein tieferliegendes

Problem auf: wie Frauen in der Gesellschaft wahrgenommen und behandelt werden. Frauen sind keine Objekte. Frauen sollten als gleichberechtigt, selbstbestimmt und frei wahrgenommen und auch so behandelt werden, weil Frauen und Männer gleichberechtigt sind. Wer sexistische Texte verharmlost und sich hinter der Kunstfreiheit versteckt, der akzeptiert verbale Gewalt gegen Frauen. Und wenn ein Rapper Frauen mit verbaler Gewalt missbraucht und sie auch noch als Karrieresprungbrett benutzt, dann muss der Staat und die Gesellschaft, «Nein» dazu sagen. Denn eine Gesellschaft, die frauenfeindliche Wortgewalt akzeptiert, akzeptiert zugleich, dass Mädchen und Frauen diskriminiert werden. Es ist eine gesellschaftliche und staatliche Aufgabe, frauenfeindlicher Wortgewalt konsequent zu widersprechen, sie zu bekämpfen und zu bestrafen – auch im Netz. Verbale Gewalt, die sich unter anderem in Raptexten so unverhohlen zeigt, muss benannt und es muss gegen sie vorgegangen werden. Es ist Zeit etwas zu ändern.

¹ Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (2016): *Hip-Hop-Musik in der Spruchpraxis der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM) – Rechtliche Bewertung und medienpädagogischer Umgang*. Bonn

«Ich schwebte auf Wolken!»

Vor einigen Jahren wurde die Zürcher Jazz-Sängerin und Schauspielerin Anny Weiler zum Opfer eines Romance-Scammers. Diese schmerzvolle Erfahrung hat sie in Kreativität umgewandelt: Mit dem Mini-Musical «1001 Nachricht für Anny» will sie andere (potentiell) Betroffene aufklären und ihnen Mut machen. Ihr Psychotherapeut übernahm dabei die Rolle des Regisseurs. Ein sehr persönlicher Erfahrungsbericht.



Anny Weiler

Je mehr ich (in der Phase der Abhängigkeit von meinem Scammer) versuchte, die sich häufenden Anzeichen, Zweifel und Ahnungen zu verdrängen, desto chaotischer fühlte sich mein Innenleben an. Alle Versuche, meine Gedanken zu sortieren, scheiterten. Als ob ich in nassen Sand schreiben würde, wurde jede Rille, die ich in Gedanken zog, von Schmutzwasser wieder zugepült. Ich kam einfach nicht vom Fleck, sprich: zu mir selbst. Letztendlich verlor ich mich in einem Dschungel von Gefühlen, der – damals noch – schön anzusehen war, wie ein farbenfrohes

Schlaraffenland voller exotischer Pflanzen mit ihren schimmernden Blüten der Verlogenheit. Ich war gefangen in einem Netz voller Lügen, Manipulationen, Versprechen und Einschüchterungen. Es gab Zuckerbrot und Peitsche.

Bühnenarbeit hat seinen ganz eigenen, auch eigenartigen Charakter. Manchmal fühlt sie sich auch irgendwie schizophran an: Ich stelle eine Person dar, die ich gar nicht bin. Ich singe Lieder, die ich nicht geschrieben habe. Und doch lüge ich nicht. Ich versuche, mich in eine bestimmte Person zu versetzen und zu erfassen, warum sie so handelt, wie sie handelt. Warum sie sagt, was sie sagt. Oder ich forsche nach den Gründen, nach der Ursprungssituation,

Ich war gefangen in einem Netz voller Lügen, Manipulationen, Versprechen und Einschüchterungen.

aus welcher diese oder jene Komposition, dieser oder jener Text entstand. Ich spüre nach. Ich setze um.

Um diesem Anspruch auch wiederholt gerecht werden zu können, muss ich – spätestens nach der Premiere – auf Distanz gehen, die erarbeitete Figur liebevoll in einer inneren Schublade aufbewahren und dann mit aller Vorsicht wieder herausholen, wenn sich der Vorhang zur nächsten Show öffnet.

Die Figur hat Zeit, sich weiter zu entwickeln, meine ganzes Ich hat Zeit, sich etwas zu erholen, bis es erneut an die (Ver-)Arbeit(ung) geht.

Es stellte sich mir die Frage: Was habe ich denn bis anhin alles gelernt? Eben diesen Umgang mit meinem Beruf. Und was noch? Ich habe ja schon einige Jahre auf dem Buckel, ich habe Erfahrungen mit vielen Arten von Menschen gemacht. Und ich weiss, dass ich auch heute noch – wie ein kleines Kind, das sich am Leuchten der Weihnachtskerzen erfreut – ganz leicht bestimmten bunt und prahlerisch blinkenden Leuchtzeichen verfallen kann. Es ist wohl ein Problem des Künstlerberufs, immer auch ein bisschen Kind bleiben zu können, vielleicht sogar bleiben zu müssen.

Plötzlich und ziemlich früh in der Zeit, als ich einen einfühlsamen und den für mich idealen Psychotherapeuten gefunden hatte, fielen mir während

«Ich will dieses Stück Leben in ein Theaterstück mit Gesang umwandeln ... Hilfst du mir?»

eines Gesprächs ganz spontan die Worte aus dem Mund: «Ich will dieses Stück Leben in ein Theaterstück mit Gesang umwandeln ... Hilfst du mir?» Ich fragte ihn in dem Wissen, dass er ebenfalls ein Theatermensch ist und auch gelegentlich Regie führt. So stellte er sich spontan als Regisseur zur Verfügung.

Die Zeit der handfesten Verarbeitung begann. Ich drehte und wendete jede Mail des Scammers an mich und von mir an ihn – es waren wirklich viele – in meinen Händen herum. Ich weinte, lachte, ärgerte mich über die unzähligen, sich widersprechenden Aussagen. Wunderte mich, dass ich all die Fehler und Unstimmigkeiten einfach übersehen hatte. Dass ich dieselbe Message in leicht abgeänderter Form immer und immer wieder erhalten hatte. Es wäre mir nicht im Traum eingefallen, dass dieser Scammer wohl eine ganze Schar von weiblichen Opfern gleichzeitig «bediente und bedrängte und beglückte».

Ich war so verliebt in seine warme, liebevolle Stimme, die mir die romantischsten, süssesten Versprechungen und Komplimente ins Ohr und ins Gefühl träufelte. Ich schwebte auf Wolken!

Bei dieser intensiven Theaterarbeit fielen mir langsam immer mehr Schuppen von den Augen. Und immer wieder flogen mir Ideen zu, wie ich all die Geschehnisse in Symbole verpacken konnte: Die Schuppen von den Augen wurden zum Fisch, den ich als Symbol für die Seele zeige. Ein Fisch, der bei lebendigem Leibe ausgenommen wird. Ich zeige im Stück, wie dem Fisch alle seine Innereien gestohlen werden und wie er letztendlich auf dem Tisch gefräsiger Unmenschen als Delikatesse landet.

Das Bühnenbild besteht – nach der Idee der Bühnenbildnerin – aus einem grossen Laptop. Ich schreite als Agierende oft über die Tastatur und schreibe Mails mittels einer Fischerrute. Auf dem Bildschirm erscheinen diverse Bilder: Erinnerungen aus der Kindheit, kitschige Herzchen, Ansichten von Städten in der grossen, weiten, versprochenen Welt. Ein Freund hat mir diese Bildchen mit grosser Liebe zusammengestellt und arrangiert. Zwei Musiker-Freunde – eine Pianistin und ein Bassist – begleiten die von mir ausgewählten und gesungenen Lieder. Eine Abschränkungskette zeigt die immer wieder gegebenen Grenzen und Limitierungen, denen sich meine Bühnenfigur beugen muss. Und sie steht dafür, wie sich eine Person verketteten, verlieren, verwirren kann.

Manchmal fühlte ich mich im Strudel der Geschehnisse, der sich bildenden Ideen und Worte, völlig verloren und verzweifelt. Ich schwamm in einem See von Wehmut. Aber immer zwischendurch, wenn ich das Gefühl hatte, wieder ein wenig mehr begriffen zu haben, fiel eine Art Sonnenstrahl durch dieses innere Fenster, und alles begann, sich aufzuhellen.

Ich wollte es mir selbst erklären. Ich will durch dieses Stück anderen Menschen erklären, wie mir geschah.



«1001 Nachricht für Anny»

Anny Weiler zeigt den typischen Ablauf eines «Romance-Scam», wie sie ihn selbst erlebt hat. Wie Kriminelle von irgendwo in dieser Welt in das Leben eines Menschen eingreifen können. Mittels unserer modernen digitalen Welt. Die Angreifer haben sich – wiederum durch digitale Kommunikationsmittel – vorerst bestens informiert und geben dem Opfer in raffinierter Weise nach kurzer Zeit das Gefühl grosser Vertrautheit. Sie zeigen Verständnis, sie sprechen lieb gewordene Gewohnheiten an, die sie im Internet entdeckt haben, und behaupten, sie hätten genau die gleiche Vorlieben und Hobbies. Sie nähern sich dem Opfer an, krönen es mit Worten zur Königin. Dann plötzlich geraten die so lieb ge-

wordenen neuen «Freunde» in Not und bitten um finanzielle Hilfe. Es entsteht ein Verwirrspiel, aus dem das Opfer nur unter grossen seelischen Schmerzen wieder herausfinden kann. Um einige Punkte auf dieser Wegstrecke besser veranschaulichen zu können, aber auch um diesem qualvollen Weg zwischendurch Breaks zu geben, singt Anny Lieder, meist adaptiert aus dem «American Song Book» in Original-Englisch, aber auch mit eigenen Übersetzungen in CH-Deutsch und Romanisch.

Regie: Tom Siegwart
Piano: Marianne Racine
Bass: Tomas Hirt
Off-Stimmen: Eric Hättenschwiler, Annelie Olga Schönfelder, Lukas Schönenberger
Technik: Lukas Schönenberger

Wie naiv ich in Fallen getappt war, immer wieder. Ich habe sicher auch um Verständnis gebeten und gehofft, dieses zu erhalten, wenn ich meine Geschichte ehrlich aufzeige. Wenn ich mein Herz mutig öffne. Es ist mir wichtig zu sagen, dass ich vor dem Romance-Scam vermeinte, mit Liebesaffären abgeschlossen zu haben. Ich bin mit der sicheren Überzeugung, ich könnte nie mehr einer Liebe verfallen, in diesen GAU gestürzt. Ich hatte mich selbst belogen, mich selbst überzeugen wollen, dass die Sehnsucht, mit einem Partner zu sein – doch ein ganz normales menschliches Verlangen – bei mir nicht

mehr existierte. Genau dies hat mich wohl zu Fall gebracht.

Jetzt, nach diesem Schreib-, Denk-, Erfahrungs-, Erkennungs- und Verarbeitungsmarathon zum Stück «1001 Nachricht für Anny» sehe ich etwas klarer. Meinen Unterstützern in diesem Projekt sage ich einen riesengrossen, tiefempfundenen Dank. Mir fehlen die Worte, die wirklich ausdrücken könnten, wie sehr ich mich rundherum getragen fühle. Ich will dieses Stück sehr gerne immer wieder zeigen dürfen. Zum Trost und zur Freude, als Warn- und Lernstück und vielleicht auch zu einem kleinen, intimen Genuss!

Personelle Wechsel auf der Geschäftsstelle

Leider muss die Schweizerische Kriminalprävention einen weiteren Abgang verzeichnen: Simona Materni hat die SKP auf Ende Juni verlassen. Sie begann ihre Tätigkeit im Oktober 2014 als Praktikantin bei der SKP. Seit dem 1. Juli 2015 arbeitete sie in einer Festanstellung zu 80% als Projektleiterin und stv. Geschäftsleiterin, u.a. zu den Themen «Urbane Sicherheit», «Häusliche Gewalt» und «Menschenhandel». In diesen sechs Jahren konnte



Simona Materni

die SKP von ihren ausgeprägten analytischen Fähigkeiten, ihrem Fachwissen und ihren Projektleitungsfähigkeiten profitieren. Sie hat auch unsere Social-Media-Kampagne zum Thema Zivilcourage (www.zivilcourage-kompass.ch) entscheidend geprägt.

Wir wünschen Simona Materni alles Gute für ihre private und berufliche Zukunft!

Wir freuen uns aber auch, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass alle Vakanzen inzwischen wiederbesetzt wurden und endlich auch eine Assistentin zur Unterstützung der Geschäftsleitung gewonnen werden konnte. Wir haben die drei neuen Mitarbeitenden gebeten, sich selbst in ein paar Worten vorzustellen:

Unsere neue Assistentin Nicole Kumli Ryter

Ich bringe eine langjährige kaufmännisch-administrative Erfahrung mit und habe mich in verschiedenen Branchen bewegt; zuletzt war ich 11 Jahre bei einem Energiedienstleister für die Kundenadministration zuständig. Kürzlich habe ich eine Weiterbildung zur Event- und Marketingkom-



Nicole Kumli Ryter

munikatorin absolviert. Gerne unterstütze ich bei Bedarf auch in diesen Themen und vertiefe diesbezüglich noch meine Kenntnisse.

Ich wohne mit meinem Mann und

meinen beiden Töchtern, bald 9- und 7-jährig, auf dem Land in der Region Bern. Diese Umgebung entspricht uns, bewegen wir uns doch gerne in der Natur. Diverse sportliche Aktivitäten, aber auch gemütliches Beisammensein mit Familie und Freunden sind meine Passion.

Ich freue mich sehr auf die neue Herausforderung und das tolle Team!

Unsere neue Projektleiterin und Social-Media-Verantwortliche Beatrice Kübli

Ursprünglich bin ich Verlagsbuchhändlerin, habe Wirtschaft an der Berner Fachhochschule studiert und mich berufsbegleitend in Kommunikation, Webtechnologien, Journalismus und Online-Marketing weitergebildet. Lange Zeit war ich als Kommunikationsverantwortliche der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissen-



Beatrice Kübli

schaften und Redaktorin des SAGW-Bulletins tätig. In den letzten Jahren habe ich mich auf die digitale Kommunikation konzentriert, Social-Media-Kanäle aufgebaut, die Website betreut und modernisiert sowie die Redaktion des Blogs übernommen. Ich interes-

schiere mich insbesondere für die Wirkung von Kommunikation in unterschiedlichen Kontexten, wie z.B. für die Social-Engineering-Methoden beim Cybercrime.

Ich habe zwei Kinder und wohne mit meiner Familie in St. Ursen (FR). In meiner Freizeit lese ich gerne, fotografiere oder trainiere Kampfsport.

Ich freue mich, meine erworbenen Kenntnisse nun ganz in den Dienst der Kriminalprävention stellen zu dürfen.

Unser neuer stellvertretender Geschäftsleiter Fabian Ilg

Nach wenigen Jahren bei einer Kantonspolizei habe ich 18 Jahre für fedpol in verschiedenen Ermittlungsbereichen gearbeitet, davon rund 8 Jahre in Führungsfunktion in den Themenfeldern Pädokriminalität und Cybercrime inkl. aller Cyberbetrugsformen. Die letzte Station meines Arbeitslebens durfte ich bei einer grossen Internationalen NGO in Genf verbringen, bei der ich für



Fabian Ilg

Arbeitsplatzermittlungen, die internen Regelwerke und für die globale Anlaufstelle zum Schutz vor sexuellen Übergriffen und Missbrauch zuständig war. In beiden Aufgabenfeldern konnte ich zudem wertvolle Erfahrungen in Präventions- und Sensibilisierungskam-

pagnen sammeln. Ich freue mich somit, mein Knowhow und mein Engagement der Schweizerischen Kriminalprävention zur Verfügung stellen zu dürfen.

Mit der wiederum intensiveren Zusammenarbeit mit den kantonalen und städtischen Polizeikörpern schliesst sich für mich ein beruflicher Kreis.

Ich bin überzeugt, dass wir zusammen viel erreichen können, und freue mich sehr auf eine konstruktive Zusammenarbeit.

Neue Broschüre: «Geschichten aus dem digitalen Alltag»



Mit den Abenteuern einer ganz normalen Familie, die in der digitalen Welt in so manche Falle tappt, wird die Bevölkerung auf die Herausforderung im digitalen Alltag und im Umgang mit Informations- und Kommunikationstechnologien aufmerksam gemacht. Die Comic-Geschichten greifen dabei Themen auf wie Fake News, Sexting, Mobbing, Bildrechte, Einfluss der sozialen Medien, Datenschutz oder Abhängigkeit vom Smartphone. Ergänzt werden sie jeweils durch Verhaltensempfehlungen und Präventionstipps.

Weitere Infos: www.thewebsters.ch

«Kunst ist schön, ...»

«... macht aber viel Arbeit.» So hat sich der berühmte Komiker Karl Valentin einmal scherzhaft beklagt, wobei man sicher genauso lange darüber diskutieren kann, was «schön» ist, wie darüber, was eigentlich «Arbeit» ist. Zunächst zur Arbeit: Ist sie «hart», dann ist sie nicht «schön». Deshalb behaupten Superreiche immer, sie hätten ihren Reichtum «hart erarbeitet», nicht etwa ererbt, erschwindelt oder erarbeiten lassen. Tatsächlich ist unschöne, harte Arbeit etwas, das man für sich selbst ablehnen würde, aber anderen durchaus gönnt: Da kann sie gefährlich und schmutzig sein, ausführend statt selbstverwirklichend, langweilig statt kreativ, schlecht bezahlt statt lukrativ. Doch auch eine schlechte Arbeit kann man «gut» machen, man kann immer einen «guten Job» machen. Und kann nicht das Ergebnis unschöner Arbeit auch schön sein? Und ist es dann vielleicht sogar eine «Kunst», einen guten Job zu machen?

«Schönheit liegt im Auge des Betrachters», sagt man. Doch «schön» ist auch, «wenn man die Schwierigkeiten löst» (Bertolt Brecht). Aha, Schönheit ist demnach nicht nur eine gefällige Oberfläche, ein junges Gesicht oder ein Sonnenaufgang. Schönheit ist dann auch Prozess und Problembewusstsein. Zur Schönheit gehört nicht nur, etwas *Schönes* schaffen zu wollen, sondern vor allem etwas *Richtiges* und *Gutes*. Und für diesen Schaffensprozess braucht man Kreativität. Denn Kunst kommt von Können. Wer was kann, kann Kunst. Und zwar nicht nur als Maler und Bildhauer, sondern in jedem Beruf. Das hat Joseph Beuys mit seinem oft zitierten (und ebenso oft missverstandenen!) Satz gemeint: «Jeder Mensch ist ein Künstler!» Eben nicht erst dann, wenn er ein Pferd zeichnen kann wie Picasso oder Klavier spielen wie Horowitz. Sondern bei dem, was seine Aufgabe ist. Als Herzchirurg, als Töpfer, als Professorin oder als Polizistin. Vorausgesetzt natürlich, sie machen einen guten Job. Vorausgesetzt, sie tun das, was sie können. Das sieht man ja nicht zuletzt auch an Beuys selbst: Seine Werke waren vielleicht nicht «schön», und er konnte ebenfalls kein Pferd zeichnen, aber als politischer Aktivist hat er zweifellos einen guten Job gemacht. Übrigens: Eine bekannte deutsch-schweizerische Gruppe von Aktionskünstlern nennt sich «Zentrum für politische Schönheit», vermutlich aus ähnlichen Überlegungen heraus.

Was hat das alles mit Kriminalität zu tun? Im Gegensatz zur Kunst ist Kriminalität grundsätzlich weniger konstruktiv und schöpferisch als vielmehr verletzend und zerstörerisch. Auch wenn von manchen Straftaten eine gewisse Faszination ausgehen kann, wäre es schon sehr um die Ecke gedacht, es für einen *guten* Job zu halten, Juwelen zu rauben, Bilder zu fälschen oder menschenverachtende Raptexte zu produzieren. Eigentlich ist es ganz einfach: Es ist nichts wirklich schön, was nicht auch gut ist. Einen Spielfilm zu drehen, ein Haus zu bauen oder eine halbwegs funktionierende Demokratie zu bewahren, ist grosse Kunst. Denn dafür braucht es jeweils eine Vielzahl von Künstlerinnen und Künstlern, jede und jeder am richtigen Platz, und alle mit dem gemeinsamen Ziel, etwas richtigzumachen. Eine alte Frau um ihre Ersparnisse zu betrügen, ein bewohntes Haus in Brand zu stecken oder auf einer Demo eine Hasspredigt gegen Minderheiten zu halten, ist hingegen keine Kunst. Und auch nicht schön.

Volker Wienecke

Kontakt: redaktion@skppsc.ch

Neue Poster zum Thema Graffiti

Im Zusammenhang mit der im letzten SKP INFO vorgestellten Broschüre «Sprühende Kreativität?» zum Thema Graffiti ist jetzt auch eine Posterserie erschienen: Unter dem Motto «Keine Graffiti auf fremdes Eigentum» wendet sie sich an aktive und potenzielle Sprayer/innen. Vier verschiedene Motive informieren darüber, dass illegales Spraysen und unterstützende Tätigkeiten wie Schmierestehen als vorsätz-

liche Straftaten gelten, die durch keine Versicherung gedeckt sind und bei einer Verurteilung der Täter/innen zu erheblichen finanziellen Problemen führen können. Ausserdem wird auf die Umweltschädlichkeit der Sprühfarben und der Reinigungschemikalien aufmerksam gemacht und empfohlen, sich über legale Sprühmöglichkeiten zu informieren.

www.skppsc.ch → Downloads → Poster

Stop before you're busted, writer!

Keine Graffiti auf fremdes Eigentum.

Wenn du beim illegalen Spraysen erwischt wirst, bist du «busted», d.h. «verurteilt». Richtig busted bist du aber dann, wenn du für den Schaden bezahlen musst: Denn weder deine Eltern noch eine Versicherung haften bei vorsätzlich begangenen Straftaten! So zahlst du vielleicht ein halbes Leben lang für eine Jugendsünde ...

SKPPSC
Schweizerische Kriminalprävention
www.skppsc.ch

Check yourself, watcher!

Keine Graffiti auf fremdes Eigentum.

Auch wenn du nicht selbst spraysst, machst du dich strafbar, wenn du andere beim illegalen Spraysen unterstützt – z. B. indem du Schmiere stehst. Das kann sehr teuer werden.

SKPPSC
Schweizerische Kriminalprävention
www.skppsc.ch

Stop the pollution, tagger!

Keine Graffiti auf fremdes Eigentum.

Die Farben, die du beim Spraysen benutzt, sind sehr umweltschädlich – genauso wie die Chemikalien, die man braucht, um Graffiti wieder zu entfernen. Wenn du doch sonst dafür bist, die Umwelt zu schützen, warum machst du dann hier eine so grosse Ausnahme?

SKPPSC
Schweizerische Kriminalprävention
www.skppsc.ch

Go legal, crew!

Keine Graffiti auf fremdes Eigentum.

Bevor du mit deiner Crew loszieht, um illegal fremde Wände zu besprayen, erkundige dich doch mal, welche Wände in deiner Gemeinde legal besprays werden dürfen. Wer euch dann beim Spraysen erwischt, darf eure Werke auch ganz legal bewundern ...

SKPPSC
Schweizerische Kriminalprävention
www.skppsc.ch

SKPPSC

Schweizerische Kriminalprävention
Haus der Kantone
Speichergasse 6
Postfach
CH-3001 Bern

www.skppsc.ch

